Geist des Herrn von Leibnitz.

oder

auserlesene Gedanken

über die

Religion, Moral, Sprachen

und

Geschichte

aus allen seinen Werken zusammengetragen.

Aus dem Französischen übersetzt.

Dritter Theil.

Wittenberg und Zerbst
bey Samuel Gottfried Zimmermann. 1776.

Innhalt
des dritten Theils.

Ansehen der Geistlichen. Seite 1

Ursprung des Ansehens der Geistlichen. = = S. 2

Der Misbrauch und die Vortheile des geistlichen Ansehens. = S. 2

Die Primatur des Pabstes. S. 5

* Von

Von der Untrüglichkeit des Pabstes. . . . S. 6

Ueber die Wiedervereinigung der römischen Kirche mit den Protestanten. . . . S. 7

Verfassung der christlichen Republik. . . . . S. 8

Ansehen des Pabstes in der christlichen Republik. . S. 11

Ansehen des Kaysers in der christlichen Republik. . S. 23

Alexander VI. und Cäsar Borgias. . . S. 28

Von der Päbstinn Johanna. S. 30

Gebräuche und Feste der römischen Kirche. . . . S. 31

Das Studium der Naturgeschichte ist in den Klöstern schicklich. S. 33

Klostergelehrsamkeit. . S. 34

Von den Jesuiten. . S. 35

Vom Tempelherrnorden. . S. 36

Sekularisirung des Bisthums Utrecht und Abtretung der geistlichen Macht an den Herzog von Cleve. . . S. 37

Von den Scholastikern. . S. 40

Lob der Scholastiker. . S. 40

Vorzug der ältern Theologen vor den Neuern. Lob der Nominalisten. . . . S. 42

Der Nutzen des Studiums der alten Philosophie und der Scholastiker. = = S. 46

Lehre der alten Kirchenväter von der Gottheit Jesu Christi. S. 47

Mystische Gottesgelahrtheit = S. 49

Stellung der Gestirne zur Zeit der Geburt Jesu Christi. = S. 50

Von dem Kanon der Samaritaner. = = = S. 51

Falsches Evangelium von der Kindheit Christi. = = S. 52

Beurtheilung des kopernikanischen Systems. = = = S. 52

Von der Ketzerey wegen der Gegenfüßler. = = = S. 53

Aber=

Aberglaube der Sklaven. . S. 54

Von der Wünschelruthe. . S. 56

Von den Hexenmeistern. . S. 60

Von Ketzern. . . . S. 61

Meynung des Herrn von Leibnitz von dem Ansehen und der Annahme des tridentinischen Koncilii in Frankreich, in Ansehung des Glaubens. . . . S. 62

Des Herrn Bossuets Antwort. S. 96

Von der Erziehung der Jugend. S. 117

Wie man sich Fertigkeiten erwerben kann. . . S. 120

Plan des Studirens. . S. 125

Ein Fehler den man in den Schulen begeht. . . . S. 131

Oeffentliche Schulen der Handwerker. . . . S. 133

Geschichte der Demonstrationen bey den Alten, und zwar ausser der Mathematik. . . . S. 133

Verfahren bey den Demonstrationen. . . . . S. 136

Verschiedene Stufen von Wahrscheinlichkeit in der Jurisprudenz und Mathematik. . . S. 137

Von der Disputirkunst. . S. 142

Lob der Syllogismen. . S. 145

Von der Art und Weise zur Gewisheit

heit zu gelangen und von der Erfindungskunst. = = S. 149

Von der Entwickelung der Seele. = = = = S. 163

Ueber die Anzahl und den Zustand der Seelen. = = = S. 166

Von den ewigen Ideen und Wahrheiten, die sich auf das Daseyn Gottes gründen. = S. 169

Von den angebohrnen Ideen. S. 170

Unterschied zwischen der Erkenntniß der Menschen und der Thiere. S. 177

Die Seele denkt beständig. S. 180

Von der unregelmässigen Associätion der Ideen. = = S. 185

Beyspiele von der Wiedererinnerung. = = = = S. 188

Von der Gleichgültigkeit des Willens. = = = S. 190

Von der Bildung der Sprachen, ihrer Veränderung, ihrer Verwandschaft und ihren physischen Ursachen. = = = S. 192

Ansehen

Ansehen der Geistlichen.

Th. 6. S. 277. Dreizehnter Brief an den Herrn Thomas Burnet.

In Ansehung der Rechte der christlichen Kirche ziehe ich die gelehrten Bücher denen vor, worinn blos die Meynungen anderer darüber angeführt sind. Nach dem natürlichen göttlichen Rechte sind die Geistlichen den Aerzten ähnlich: sie sind Rathgeber, aber keine Richter. Nach dem geoffenbarten göttlichen Rechte sind sie noch etwas mehr. Das übrige hängt von den Völkern, und folglich von Factis, von der Geschichte und Gelehrsamkeit, ab.

Ursprung des Ansehens der Geistlichen.

Theil 5. S. 143.

Annotatiunculae Subitaneae ad Tolandi Librum.

Die Irrthümer und Misbräuche, welche sich in der Kirche eingeschlichen haben, müssen nicht so sehr dem Ehrgeitz der Geistlichen als den unglücklichen Zeitumständen zugeschrieben werden: ia es ist sogar ausgemacht, daß die Macht der Bischöfe durch nichts als durch die Begünstigung der Umstände und den Zusammenfluß zufälliger Dinge — wie es in dergleichen Fällen immer zu geschehen pflegt – einen so hohen Grad erreicht habe. Es war auch in allen den Jahrhunderten, in welchen die Geistlichen allein die Wissenschaften bearbeiteten, und die übrigen freyen Menschen die Waffen führten, zuträglich, daß die kriegerische Verfassung durch das Ansehen der Weisen, das heißt, der Geistlichen gemässigt wurde.

Der Mißbrauch und die Vortheile des geistlichen Ansehens.

Th. 4. *Part.* 3. *Dissertatio prima de actorum publicorum usu.* S. 299.

Wir haben für gut befunden in unserm Kodex von dem Rechte der Völker einige Stücke, den Pabst und die Koncilien betreffend,

fend, einzurücken, weil ihre Jurisdiktion ehemals von der ganzen Welt so sehr erkannt wurde, daß selbst dieienigen, welche sich dem Ausspruch des Pabstes nicht unterwarfen, dennoch an ein Koncilium appellirten. Und man muß bekennen, daß die Wachsamkeit der Päbste in Ansehung der Beobachtung der kirchlichen Gesetze und Aufrechthaltung der Kirchenzucht von Zeit zu Zeit gute Würkungen hervorgebracht habe, und daß sie, indem sie zur rechten oder unrechten Zeit bey den Königen, entweder durch den Weg der Vorstellungen, welche sie vermöge ihres Ansehens machen mußten, oder durch die Furcht der Kirchencensuren würksam waren, vielen Unordnungen vorgebeugt haben. Nichts war damals gewöhnlicher, als daß sich die Könige in ihren Traktaten der Censur und der Verbesserung der Päbste unterwarfen, wie z. B. in dem Traktat zu **Bretigni** im Jahr 1360. und in dem zu **Etaples** 1492. Da aber menschliche Dinge, die Besten nicht ausgenommen, der Ausartung unterworfen sind; so fiengen auch die Päbste an, ihre Foderungen zu übertreiben und sich ihres Ansehens mit zu weniger Mässigung zu bedienen. **Innocentius III.** verboth dem **Philipp August**, gegen den König in England Krieg zu führen, und da dieser Prinz das durch die Pairs wider den König von England, seinen

Vasallen, gesprochene Urtheil ausführte; so antwortete der Pabst, daß er nicht das Lehn, sondern die Sünde zu untersuchen verlangte. Aber wer sieht nicht ein, daß er unter diesem Vorwande alle Aussprüche der Richter seiner Durchsicht unterworfen haben würde. Ich will nichts von dem St. Peterspfennig in England, von der durch den König Renaud, der römischen Kirche zum Lehn gegebenen Insel Mona, von dem Königreiche Sicilien, von der Succession der Prinzessin Mathildis, welche von der Regierung ausgeschlossen war, sagen. Die Foderungen des Pabstes waren dahin gekommen, daß er behauptete, alle Ausübungen der Rechte des Reichs kämen ihm, während der Vacanz, zu. Hierauf stützte er sich, als er **Carl von Anjou**, König in Sicilien, zum Vicar des Reichs in Italien ernannte, und glaubte, daß er an des Kaysers Stelle dasienige bestätigen könnte, was die Königinn Johanna bey Adoptirung **Ludwigs von Anjou**, wegen der Succession in der Grafschaft Provence — welche noch die Oberherrschaft des Reichs erkannte — angeordnet hatte. Selbst die Officialen der Bischöfe und andere geistliche Richter, forderten, so wie wir es aus den Klagen **Philipps von Valois** und der Grossen von Frankreich sehen, nicht allein Klagsachen, welche den Meineid und die Heirathen betrafen, vor ihrem

Richter=

Richterstuhl, sondern unter dem allgemeinen Vorwande der Sünde, mischten sie sich auch in Processe, die bloß Geldsachen betrafen und unter den Laien vorfielen: und sie waren wegen ihres vermeinten Rechts in diesem Artikel so hartnäckig, daß sie behaupteten, wenn man dieses umstiesse, man auch zugleich alle Rechte der Kirche über den Haufen würfe. — Aber was folgte aus allen Unternehmungen der Geistlichkeit? Dieses, daß diejenigen, welche sich Gerechtsame anmaßten, die ihnen nicht zukamen, selbst solche verlohren, die ihnen rechtmässig gehörten, und in Ansehung welcher es der Christenheit nützlich gewesen wäre, wenn sie dieselben allezeit behalten hätte.

Die Primatur des Pabstes.

Th. 5. S. 228. *Epist. 8. ad Fabricium.*

Da Gott ein Gott der Ordnung, und da das Corpus der einigen, catholischen und apostolischen Kirche, unter einer Regierung, welche nur eine seyn muß, und mit einer Hierarchie, welcher alle Glieder unterworfen seyn müssen, göttlichen Rechts ist, so folgt, daß auch aus göttlichem Rechte sich in eben diesem Corpus ein höchster geistlicher Rath befinden muß, der sich in gehörigen Schranken hält, der mit einer Direktorialmacht und

und mit Fähigkeiten begabt ist, alles das zu thun, was erfodert wird, um seine Pflichten, in Absicht des Heyls seiner Kirche zu erfüllen, wenn es gleich nur von Menschen herrühret *), daß der Sitz und der Ort dieser Macht zu Rom, der Hauptstadt der christlichen Welt, ist festgesetzt worden. — Es ist in der That vollkommen recht, daß in einer jeden Republik, und folglich in der christlichen Kirche sich ein höchster Magistrat befinde, dessen Ansehen nur in einer einzigen Person oder unter verschiedenen vertheilt sey. Und selbst in diesem letzten Falle ist es natürlich, daß eins der Glieder des Kollegiums das Recht eines Direktors, oder welches auf eins hinauskommt, des höchsten Raths — obgleich mit einem eingeschränkten Ansehen, — habe.

Von der Untrüglichkeit des Pabstes.

Th. 5. S. 250. *Epist. 34. ad Fabricium.*

Ich gestehe es, daß die Vereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche sehr schwer

*) Dieß kann in einem Verstande gesagt werden, wenn man nur erkennt, daß das Ansehen eines Haupts der Kirche aus göttlichem Rechte den Nachfolgern des heil. Petrus zukomme.

schwer sey; doch wage ich es nicht zu behaupten, daß sie unmöglich sey: denn der Arm Gottes ist nicht verkürzt. Es wäre überhaupt zu wünschen, daß der Pabst nicht nur nicht verlangte, daß man seine Untrüglichkeit glaubte, sondern sie auch nicht behauptete, ia ausdrücklich derselben entsagte. Ist aber diese Entsagung eine Bedingung, ohne welcher die Vereinigung nicht könnte und sollte gestiftet werden? Auch dieses wage ich nicht zu sagen. —

Ueber die Wiedervereinigung der römischen Kirche mit den Protestanten.

Th. 5. Seite 259. *Epist. 53. ad Fabricium.*

Ein der römischen Kirche zugethaner Pohle hat behauptet, daß die Vereinigung der römischen Kirche mit den Protestanten unmöglich sey. Er gründet diese Unmöglichkeit auf drey Punkte: Der Regierung der Kirche, der Privatmesse, dem Dienst der Bilder und der Anrufung der Heiligen. Allein erstlich kann man eine durch die Aristokratie gemässigte monarchische Regierung zulassen, so wie dieß selbst die Katholiken zulassen; zweytens: kann man Privatmessen dulden; drittens: der Dienst der Bilder und der Heiligen hat, es ist wahr, eine grosse

Reformation nöthig; aber die Katholiken wünschen selbst eine solche Reformation.

Verfassung der christlichen Republik.

Th. 4. *Caesarini Furstenerii Tractatus de iure Suprematus, part. 3. pag. 330.*

Ich glaube, daß die kayserliche Würde erhabener ist, als man gemeiniglich denkt; daß der Kayser der Sachwalter oder vielmehr das Oberhaupt, oder wenn man lieber will, der weltliche Arm der christlichen Kirche ist; daß die ganze Christenheit eine Art von Republik ausmacht, in welcher der Kayser einiges Ansehen hat; daher kommt der Name des heiligen Reichs — welches sich fast soweit erstreckt als die römische Kirche — daß der Kayser der Befehlshaber, (*Imperator*) das heißt der gebohrne Anführer der Christen wider die Ungläubigen sey; daß es ihm fürnehmlich zukommt, die Spaltungen aufzuheben, die Kirchenversammlungen zu veranstalten, die gute Ordnung in denselben zu erhalten, kurz nach dem Ansehen seines Amts zu handeln, damit die Kirche und die christliche Republik keinen Abbruch leiden. Es ist bekannt, daß verschiedene Fürsten Lehnträger oder Vasallen des römischen Reichs — oder doch der römischen Kirche — sind; daß ein Theil der Könige und Herzoge von dem Kay=

Kayser oder dem Pabste gemacht worden sind; und daß die andern nicht zu Königen gemacht werden, ohne zugleich Christo zu huldigen, dessen Kirche sie Gehorsam versprachen, wenn sie die Salbung durch die Hand des Bischofs erhalten. Und so wird die Formul wahr, *Christus regnat, vincit, imperat*, indem alle Geschichtbücher beweisen, daß die meisten abendländischen Völker, sich der Kirche mit eben so viel Eifer als Gottesfurcht unterworfen haben.

Ich untersuche nicht, ob alles dieses göttlichen Rechts ist. So viel ist gewiß, daß es mit allgemeiner Einwilligung geschehen ist; daß es sehr gut hat geschehen können, daß es dem allgemeinen Wohl der Christenheit nicht entgegen ist: denn oft sind das Heil der Seelen und die öffentliche Wohlfarth der Gegenstand eben derselben Sorgfalt. Und ich weiß nicht, ob nicht auch der Könige Scepter mit ihren Gewissen zugleich der allgemeinen Kirche unterworfen sind, nicht um die ihnen gebührende Ehrfurcht zu vermindern, und den Fürsten die Hände zu binden, welche allezeit, um die Gerechtigkeit zu beschützen und die Völker glücklich zu machen, frey seyn müssen; sondern um iene unruhige Menschen durch ein grösseres Ansehen im Zaume zu halten, welche, ohne Ab-

sicht auf das, was erlaubt oder nicht erlaubt ist, bereit sind ihrem besondern Ehrgeitze das Blut der Unschuldigen aufzuopfern, und oft Fürsten zu strafbaren Handlungen verleiten: — um diese, sage ich, durch das Ansehen im Zaume zu halten, das meiner Meynung nach gewissermassen der allgemeinen Kirche oder dem heiligen Reiche und dessen beyden Oberhäupter dem Kayser und einem rechtmässigen Pabst, wenn sie von ihrer Macht einen rechtmässigen Gebrauch machen, zukommt. Betrachtet man also das Recht; so kann man dem Kayser einiges Ansehen in einem grossen Theil Europens und eine gewisse der geistlichen ähnliche Primatur nicht absprechen. Und so wie es in unserm Reiche allgemeine Verordnungen giebt, welche die Aufrechthaltung des öffentlichen Friedens, die Hebung der Subsidien gegen die Ungläubigen, die Handhabung der Gerechtigkeit unter den Fürsten selbst betreffen; so wissen wir auch, daß die allgemeine Kirche oft die Streitigkeiten der Fürsten geschlichtet, daß sich die Fürsten auf eine Kirchenversammlung berufen; daß man in den Kirchenversammlungen über ihren Rang und Vorsitz ein Urtheil gesprochen; daß Kirchenversammlungen im Namen der ganzen Christenheit den Feinden des Christenthums Krieg angekündigt haben. Und wenn die Kirchenver-

samm-

sammlung für alle Zeiten wäre, oder wenn es einen allgemeinen Senat unter den Christen gäbe, der durch ihr Ansehen niedergesetzt wäre; so würde dasienige, was itzt durch Traktaten, oder wie man sagt, durch Vermittelungen und Garantien, abgethan wird, alsdann durch die Vermittelung des öffentlichen von den Oberhäuptern der Christenheit, dem Pabst und dem Kayser herrührenden Ansehens entschieden, zwar durch freundschaftliche Beylegung, aber mit mehr Triftigkeit, als bis itzt in allen Traktaten und Garantien gewesen ist.

Ansehen des Pabstes in der christlichen Republik.

Theil 4. *part.* 3. *Caesarini Furstenerii tractatur pag.* 401.

Unsere Vorfahren betrachteten die ganze Kirche als eine Art von Republik, die vom Pabst, als dem Stadthalter Gottes in geistlichen, und vom Kayser, dem Stadthalter Gottes in weltlichen Sachen regiert würde. Der Kayser wird würklich in der goldenen Bulle das weltliche Oberhaupt der Kirche genannt; und nichts ist bekannter und häufiger in den öffentlichen Akten und Geschichten behauptet worden, als seine Würde eines

Beschü=

Beschützers der römischen, das heißt, der allgemeinen Kirche. Es liegt in dieser Würde auch nichts, was die Protestanten aufbringen und Verdacht bey ihnen erwecken könnte, indem der Beschützer der Kirche seinen Schutz und solchen Dingen, die gerecht und anständig sind, schuldig ist; und haben sich von ohngefähr Mißbräuche eingeschlichen, so kann man allezeit Mittel dawider finden. Im Gegentheil ist es seine Pflicht, aus allen Kräften zu verhindern, daß die wahre katholische Kirche einigen Abbruch leide. Darum vernichten diejenigen, welche sich bemühen, dem Kayser einen so schönen Vorzug zu nehmen, das Vornehmste in der kayserlichen Macht. Und die Gelehrten, welche die Macht des römischen Kaysers in dem Rechte, welches er über die Stadt Rom und einige kleine angrenzende Herrschaften hat, setzen, irren sich sehr. Das weltliche Recht des Kaysers erstreckt sich hingegen eben so weit als das geistliche Recht des Bischofs zu Rom, nemlich über die ganze Kirche, in welcher die Alten selbst erkannt haben, daß der Pabst nicht nur in Ansehung des Ranges, sondern auch der Gerichtsbarkeit das Vorrecht habe *).
Hier

*) Wir haben uns über diese Meynung Leibnitzens schon in der Vorrede erklärt, auf welche
wir

Hier kommt es wenig darauf an, ob der Pabst diese Primatur nach göttlichen oder mensch-
lichen

wir uns hier berufen. Wir wollen nur noch bemerken: 1) Daß einige Fakta, welche er als Beweise anführt, von den Kritikern sind bestritten worden. 2) Daß es andere Fakta giebt, aus welchen man nur schliessen kann, daß sich die Päbste einiges Ansehen über die weltlichen Angelegenheiten der Fürsten angemaßt haben, welches Niemand in Zweifel zieht. 3) Daß die Einwilligung der Fürsten und Völker, auf welche Leibnitz die Rechtmässigkeit dieses Ansehens gründet, nur nach den damaligen falschen Vorurtheilen von dem Vorrechte des heil. Petrus sey gegeben worden, und also nicht gültig seyn könne. 4) Daß dem Pabst diese Einwilligung unter andern Umständen nur in Rücksicht auf besondere Fälle, und ohne ihm dadurch ein immerwährendes Recht zu verschaffen, sey gegeben worden. 5) Daß man nicht einsehe, wie diese Einwilligung allgemein gewesen oder gar auf beständig gegeben worden sey, und daß sie überdem sehr oft, wie es die Widerrufungen der Fürsten und die herrschenden Grundsätze bezeugen, sey wieder aufgehoben worden. — Es folgt also aus dem, was Leibnitz hier und an andern Orten sagt, nur, daß er das Ansehen der Päbste über die weltlichen

Ange-

lichen Rechten habe, wenn es nur wahr ist, daß er im Occident, seit verschiedenen Jahrhunderten mit allgemeiner Einwilligung und Beyfall eine gewiß sehr weit verbreitete Macht ausgeübt habe. Es giebt so gar unter den Protestanten verschiedene berühmte Männer, welche geglaubt, daß man dem Pabste dieses Recht lassen könnte, und daß es

für

Angelegenheiten der Könige auf einem zwar schwachen Grunde baue, der aber verführerischer ist, als der, worauf sich die ienseit der Gebürge Wohnenden berufen; daß man nach diesen Grundsätzen vielleicht die Autorität — welche die römischen Bischöffe ehemals ausgeübt haben, rechtfertigen könne; daß die Ehrfurcht, mit welcher er abermal, ob er gleich ein Protestant war, davon geredet hat, die Sorgfalt, mit der er sie zu rechtfertigen sucht, eine gute Lehre für einige Katholiken sey, welche sich vielmehr bemühen, das was in dem Betragen oder Bemühungen der Päbste Verhaßtes gewesen, zu vergrössern, und die, wenn sie sich über diese Materie erklären, alle Regeln des Wohlstandes und der Bescheidenheit aus den Augen setzen, von welchen man sich doch sogar, wenn man die wichtigsten Wahrheiten vertheidigt, nie entfernen muß.

für die Kirche heilsam wäre, wenn man einige Mißbräuche abschafte. Noch mehr! Philipp Melanchton, ein von allen Partheien für klug und bescheiden erkannter Mann, fügte noch, da er die schmalkaldischen Artikel unterschrieb, hinzu, daß es noch zu bedenken sey, ob man nicht den Bischöfen ihre geistliche Gerichtsbarkeiten wiedergeben, könnte, wenn sie den andern Uebeln der Kirche abhelfen wollten. Dieses war auch die Gesinnung des Georg Calixtus, dieses fürtreflichen Mannes, dessen Gelehrsamkeit und Verstand über alles Lob erhaben ist. Man kann in der That nicht leugnen, daß die römische Kirche lange als das Oberhaupt der übrigen Kirchen im Occident ist angesehen worden; und hierüber darf man sich um so weniger wundern, da sie würklich die Mutter derselben ist. Denn man weiß, daß es von Rom nach Irrland, England, Frankreich und Deutschland abgeschickte apostolische Männer gewesen sind, welche in diesen Gegenden den Glauben und mit demselben die Ehrfurcht für die römische Kirche übergebracht haben. Diese Kirche haben sich die Lombarden, die Sachsen, die Franzosen, oder mit dem heiligen Remi zu reden, die Sicambern unterworfen. Die Bischöfe und Mönche haben um desto lieber die Gerichtsbarkeit des Pabstes erkannt, da sie durch denselben von der

Unter=

Unterdrückung der Fürsten und Könige, die noch immer etwas von ihrer ersten Wildheit an sich hatten befreiet, und denen Barbaren heilig und inviolabel wurden. Da also die Barbaren den Glauben, der ihnen so vortheilhaft war, von ihnen erhalten haben; so ist es nicht zu verwundern, daß zu gleicher Zeit die Macht der römischen Kirche erkannt, und der Bischof zu Rom als ein allgemeiner Bischof angesehen worden ist. Endlich hat die genaue Verbindung, worinn weltliche und heilige Dinge unter einander stehen, veranlasset, daß man geglaubt hat, der Pabst habe selbst über die Könige einige Autorität erhalten. Und man kann von diesem Ansehen, und wie weit es sich schon in den ersten Zeiten erstreckte, aus dem Zuge des Pabsts Zacharias urtheilen, welcher entschied, nachdem er durch eine allgemeine Versammlung der französischen Nation war um Rath gefragt worden, daß der König Childerich der Krone unwürdig sey, und mit Einstimmung aller Stände des Reichs befahl, daß sie auf das Haupt Pipins gesetzt würde *). Schon vorher wurde der König

*) Dieser Pabst Zacharias, der im 8ten Jahrhunderte lebte, verstand die Kunst durch ein artiges Betragen und Höflichkeit seine Absichten zu erreichen. Durch diesen, von Leibnitz erwähn-

König Clotarius, der in der ersten Hitze des Zorns an einem feierlichen Tage den ihn um Gnade bittenden Vautier, Herrn von Ivetot, am Fusse des Altars ermordet hatte, von dem Pabst Agapet in den Bann gethan, und erhielt nicht eher seine Absolution, bis er alle Nachfolger des Verstorbenen von dem Königreiche Frankreich gänzlich für unabhängig erklärt hatte. Fast gleicher Ursachen wegen, nemlich wegen des Meuchelmords Arturs, Herzogs von Bretagne, wurde das Königreich England unter dem Könige Johannes zinsbar, und selbst ein Lehn der römischen Kirche. Dieser Zins wurde in der Folge bey Gelegenheit des Meuchelmordes Thomas, Erzbischofs von Canterbury, der auch auf Befehl oder doch wenigstens mit Genehmigung des Königs ausgeübt wurde, vermehrt. — Nöthigten die Päbste nicht die Souverains von Pohlen den Titel eines Königes

erwähnten Zug, machte er sich besonders dem Carolingischen Hause verbindlich. Die Dethronisirung Childerichs durch Pipinum geschah im Jahre 751. — Man hält den Pabst Zacharias für einen gelehrten Mann: Ob er es aber würklich sey, mögen andere aus seiner Streitfrage von den Antipoden beurtheilen. Uebers.

ges abzulegen, seitdem einer von ihnen den Stanislaus, Erzbischof von Gnesne, hatte umbringen lassen? Lange nachher unter der Regierung des Pabstes Johannes XXII. und durch dessen Autorität, erhielten sie erst ihren alten Titel wieder *). Bodin sagt, er habe die Formul gesehen, durch welche sich Ladislaus II. König von Ungern, für einen Vasallen oder Lehnträger Benedikts XII. erklärt. Ladislaus II. machte sich auch bey Gelegenheit des Kirchenbannes zinsbar, der ihn, ich weiß nicht durch welchen Mord, getroffen hatte. Peter, König von Arragonien, huldigte den Pabst Innocentius III. und gab ihm noch einen jährlichen Tribut. Die Abhängigkeit der Königreiche Neapolis und Sicilien ist ganz ausser Zweifel. Es scheint sogar daß Sardinien, die canarischen und hesperischen Inseln ehemals von der römischen Kirche abgehangen; und haben sich nicht die Könige von Castilien und Portugall, der erste Westindien, und der zweyte Ostindien

*) Das Leben dieses Pabstes Johannes ist sehr merkwürdig. Wer sich von ihm näher unterrichten will, lese die *Histoire de l' Eglise Gallicane Tom. XII. p. 561.* u. s. w. und *Tom. XIII. pag. 1. seqq.*

dien als ein Geschenk oder vielmehr als ein Lehn, welches sie vom Pabst Alexander VI. erhielten *), zugeeignet? Ich untersuche gegenwärtig nicht, ob diese Dinge rechtmässig haben geschehen können, sondern wie in den vergangenen Jahrhunderten die Gesinnungen der Menschen beschaffen gewesen sind.

Man zog die Aussprüche der heiligen Schrift darauf, welche von dem Reiche Christi zu versprechen sind; z. B., daß er herrschen werde von einem Meere zu dem andern, und daß er alle Nationen mit einem eisernen Scepter regieren werde. Und es ist merkwürdig, daß da der Kayser Friede-

*) Alexander *VI.* lebte im 15. Jahrhunderte, und wurde 1492. Pabst. Er war einer von den liederlichsten Menschen, die ie gelebt. Schon vor seiner Erwählung hatte er mit einer gewissen Vanozia fünf Kinder gezeugt. Diese suchte er auf das Beste zu versorgen, und gaben ihrem Vater an Bosheit nichts nach. Er wurde endlich von 4. reichen Kardinälen durch einen Gifttrank aus der Welt geschickt. Seine Lebensbeschreibung findet man von Gordon verfaßt.

rich I. auf der Erde liegend den Pabst Alexander III. um Gnade bat, und dieser Pabst mit seinem Fusse auf des Kaysers Kopfe die Worte der heiligen Schrift aussprach: auf Schlangen und Ottern werdet ihr gehen, — der Kayser antwortete: Dieß kommt nicht dir, sondern dem Petrus, zu, als wenn er überzeugt gewesen wäre, daß zum wenigsten der heil. Petrus, d. h. die allgemeine Kirche einiges Ansehen über seine Person erhalten hätte, dessen man sich damals in Absicht auf ihn mit Unrecht bediente. Ich weiß, daß verschiedene Gelehrte diese Geschichte in Zweifel ziehen, und daß der Pabst Urban VIII. welcher das Gemählde, auf welchem sie vorgestellt war, auslöschen ließ, eben der Meinung war; aber es ist doch ohnstreitig, daß man sie eine geraume Zeit geglaubt habe: und dieß ist für mich genug. Zum wenigsten zweifelt man doch nicht daran, daß Kayser Heinrich IV. auf Befehl des Pabstes gefastet und mitten im Winter mit blossen Füssen Busse gethan habe; daß alle Kayser und Könige, welche seit vielen Jahrhunderten mit den Päbsten Zusammenkünfte gehabt, dieselben mit dem grössesten Zeichen der Unterwürfigkeit geehrt, ja, daß sie ihnen sogar, wenn sie auf das Pferd gestiegen sind, die Steigbügel gehalten, sie auf ihren Spazierritten zu Fusse begleitet, und ihnen ver-

schiedene andere Dienste dieser Art geleistet. Ein venetianischer Doge, welcher das der Stadt aufgelegte Interdikt zu heben und bey dem Pabst wieder zu Gnaden zu gelangen wünschte, legte sich einen Strick um den Hals, und indem er kriechend auf den Pabst zugieng, bath er ihn um Vergebung, daher er selbst von seinen Mitbürgern den Zunamen eines Hundes bekam. Die Spanier besitzen Navarra durch das Ansehen des Pabstes. Mit eben solchem Rechte versuchte es Philipp II. sich mit bewafneter Hand Englands, das ihm vom Sixtus V. gegeben worden, zu bemächtigen. Die Päbste haben die Klagen der Unterthanen gegen ihre Oberherrn gehört. — Innocentius III. verbot den Grafen von Toulouse, ihre Unterthanen nicht mit zu starken Abgaben zu beschweren. Innocentius IV. setzte dem Johann, Könige von Portugal, einen Curator. Urban V. legitimirte Heinrich den Bastard, König von Castilien, welcher nachher, mit Hülfe der Franzosen, seinem Bruder Peter, dem rechtmässigen Erben, die Krone und das Leben raubte. Man findet sonsten auch noch zwey Artikel von grosser Wichtigkeit, woran man ehedem nicht einmal gezweifelt, daß sie nicht vor dem päbstlichen Tribunal gehören sollten; ich meine den Eid und die Heyrathssachen. Foderte und erhielt nicht auch Heinrich IV.

 vom

vom Pabst die Aufhebung seiner Vermählung mit der Margerethe von Valois? und nicht vor gar langer Zeit hat auch eine Königinn von Portugal durch die Autorität des Kardinals von Vendome ihre Vermählung für nichtig erklären lassen. Hat aber der Pabst auch die Macht Könige abzusetzen, und deren Unterthanen von dem Eid der Treue loszusprechen? Eine Frage die oft aufgeworfen worden; und die Beweise des Bellarmins — welcher, aus der Voraussetzung daß die Päbste die Gerichtsbarkeit über das Geistliche haben, folgert, daß sie eine, wenigstens indirekte Gerichtsbarkeit über die weltlichen Angelegenheiten hätten — sind dem Hobbes nicht verwerflich vorgekommen. Es ist in der That gewiß, daß der, welcher von Gott eine völlige Macht, das Heil der Seelen zu bewürken, erhalten, auch die Macht habe, die Tyranney und den Ehrgeitz der Grossen, wodurch eine so grosse Anzahl Seelen verlohren gehen, einzuschränken. Man kann, ich gestehe es, zweifeln, ob der Pabst eine solche Macht von Gott erhalten habe; allein Niemand, wenigstens unter den römisch-katholischen zweifelt daran, daß diese Macht nicht bey der allgemeinen Kirche, der alle Gewissen unterworfen sind, statt finde. Hiervon scheinet Philipp der Schöne, König von Frankreich, überzeugt gewesen zu seyn, als er

von

von dem Ausspruch Bonifacius VII. welcher ihn in den Bann that, und ihn seines Königreichs entsetzte, an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte: eine Appellation, mit welcher Könige und Kayser in dergleichen Umständen oft dazwischen gekommen sind, und zu welcher die Venetianer im Anfang dieses Jahrhunderts ihre Zuflucht nehmen wollten.

Ansehen des Kaysers in der christlichen Republik.

Theil 4. *part.* 3. *p.* 298. *Dissertatio de auctorum publicorum usu.*

Ausser dem Völkerrechte, welches allen Nationen gemein ist, haben die Christen noch ein anderes Band, welches sie unter einander verknüpft, ich meine das in ihren heiligen Büchern enthaltene **göttliche positive Recht,** zu dem man noch die heiligen, in der ganzen Kirche aufgenommenen, Canones, und die dem Pabst im Occident mit Einwilligung der Fürsten und der Völker erworbene Gerechtsame, hinzufügen muß. Ich finde würklich, daß man vor der Spaltung des vergangenen Jahrhunderts seit langer Zeit, und gewiß nicht ohne Ursache, einwilligte, die christlichen Nationen, als eine Art von Re-

publik, anzusehen, die den Pabst in Geistlichen, den Kayser in Weltlichen, zu Oberhäuptern hätte; und man glaubte, daß der letzte, ohngeachtet der Zertheilung des alten römischen Reichs, eine Art von Autorität über alle Theile desselben, die sich auf das gemeine Beste der Christenheit bezogen, erhalten hätte, ohne dadurch dem Rechte der Könige und Fürsten Abbruch zu thun *).

Hier=

*) Nichts ist leichter, als die Argumente, derer Leibnitz sich bedient, um seine sonderbare Meynung von dem Ansehen des Kaysers zu vertheidigen, übern Haufen zu werfen. Wir wollen nur eine Anmerkung eines geschickten turinischen Rechtsgelehrten, der zu den Werken des Leibnitz über die Rechtsgelehrsamkeit eine Vorrede geschrieben, übersetzen. „Der Kayser hat zwar, sagt er, eine gewisse Gewalt über die Fürsten und seine Lehnträger, wenn es die Lehne, mit welchen die Gerichtsbarkeit verknüpft ist, betrift. Als das Oberhaupt der deutschen Republik hat er überdem eine Gewalt über die dieser Republik unterworfenen Fürsten. Ueber die andern Fürsten hat er aber keine Gewalt, sondern nur eine höhere Würde. Sein Amt, als Beschützer der römischen Kirche, giebt ihm zwar ein Recht, dieselbe in ihrem Lande zu beschützen, welches Recht die andere Fürsten in ihrem Lande auch haben;

Hierauf stützte sich der Pabst Gregorius VIII. als er an den römischen König

haben; und ausser ihrem Lande setzt dieses Amt bey ihm noch das besondere Recht voraus, sie durch seine Waffen und Klugheit zu beschützen, aber sie ertheilt ihm keine Gewalt über fremde Nationen, die eben der Kirche zugethan sind. Die deutschen Rechtsgelehrten streiten darüber: ob der Kayser noch über die Stadt Rom, ohngeachtet der den Päbsten zugefallenen Präscription und der durch Kayser Carl *IV.* geschehenen Abtretung aller Rechte, welche das Reich noch über diese Stadt besitzen könnte, einiges Recht behalten habe. Sehr schwer aber würde es zu beweisen seyn, daß die Jurisdiktion über alles, was katholisch ist, mit der weltlichen Herrschaft über die Stadt Rom, verbunden sey. Nach ienen ersten Grundsätzen des Rechts ist es gewiß, daß man über die Völker entweder durch ihre Einwilligung oder durch Kriegesrecht die Jurisdiktion erhält; und gewisse ausserordentliche Fakta, nach welchen einige Fürsten aus besondern Ursachen den Kayser um Bestätigung einiger Unterhandlungen zu bitten, für rathsam gefunden, haben ihm keine Gewalt über diese Fürsten, am wenigsten über andere geben können. Sind die Kayser

Heinrich VI. über die Eintracht des Priesterthums mit dem Reiche schrieb, und ihm auftrug, dahin zu sehen, daß die christlichen Völker nicht durch die Trennung derer, welchen das Regiment über dieselben vorzüglich anvertrauet worden, leiden; und der Kayser Sigismund gestand dem Herzog von Savoyen im Jahre 1412. eine Art von Vikariat des Reichs zu, indem er bekannt machte, daß er nach der Einrichtung des ewigen Königes, obgleich unwürdig, zum Regierer des ganzen Reichs ernannt worden sey. Es ist gewiß, daß derselbe Kayser in zweyen Kirchenversammlungen des ganzen Occidents den Vorsitz in dem Verstande geführt, in so fern er, wenn ich mich so ausdrücken darf, die äussere Direktion über dieselbe gehabt hat; und wenn er sich entfernte; so ernannte er einen Viceregenten, oder wie man damals sagte, einen Beschützer der Kirchenversammlung. Ein solcher war z. B. in

mannichmal zu Oberhäuptern der christlichen Armeen, wider die Ungläubigen, erwählet worden; so beweist dieß nur, was in einigen dringenden Fällen zu thun rathsam ist, aber nicht, daß sie eine allgemeine Jurisdiktion über alle Christen haben. *I. B. Bon Tom. 4. part. 3. praefatio ad partem iurisprudentiae, p. 39.*

in der Kirchenversammlung zu Basel, Johannes Graf von Thierstein. Nach eben diesem Grundsatze schrieb der Pabst Pius II. wie er den Feldzug zur Eroberung Constantinopels einrichtete, im Jahr 1460. von Mantua an den Kayser Friederich, daß ihm das Kommando über die ganze christliche Armee nach den Reichsrechten zugefallen sey: Da ich, sagte der Pabst, den suchte, welcher das Oberhaupt der wichtigen Unternehmungen, die wir vorhaben, seyn sollte, hast du dich, gleich meinem Geiste dargestellt. Dir, als Kayser, gebührt in der That ein so glorreiches und wichtiges Kommando; du bist es, dem zu gehorchen und unterwürfig zu seyn, sich keine Völker weigern werden. Der Pabst erklärt ihn also zum Oberhaupt und ersten Feldherrn der grossen und kleinen Armeen, welche die Könige, Souverains und etliche Fürsten den Christen zu Hülfe und zur Vertheidigung schicken würden, so, daß er, wenn er selbst nicht kommandiren könnte, einen von den deutschen Fürsten, den er, wegen seiner Tapferkeit und rühmlichen Thaten für den Würdigsten hielte, wählen mögte. Der Verfasser der Abhandlung *de iure supremaatus* hatte also Grund zu sagen, daß der Kayser das gebohrne Oberhaupt aller Christen wider die Ungläubigen sey. In den öffentlichen Akten wird er auch sehr häufig der Beschützer

schützer der römischen und der allgemeinen Kirche genannt. Durch eine Folge dieser Verbindung zwischen den christlichen Nationen, welche ein Ueberrest der alten römischen Monarchie ist, scheint es auch geschehen zu seyn, daß das römische Recht in gewisser Absicht als das allgemeine Recht der Völker ist angesehen worden. Auch die Engländer, welche auf ihren Inseln eigne Gesetze haben, verfahren mit den Fremden nach den römischen Gesetzen; und aus einer Menge Akten ersiehet man, daß souveraine Fürsten in ihren Traktaten, Testamenten und andern Akten des Völker- und Staatsrechts, diese Gesetze mit einer oft übertriebenen Genauigkeit beobachteten. Aber ich gebe es zu, daß die Einschaltung der Klauseln des römischen Rechts eine überflüssige Vorsicht der Officianten sey, denen die schriftliche Abfassung der Akten aufgetragen worden; so kann man zum wenigsten nicht füglich bestreiten, daß man damals geglaubt habe, als ob sich die Rechte der Kirche über alles erstreckten.

Alexander VI. und Cäsar Borgias.

Th. 4. *part. 2. praefatio libro inscripto historia arcana; pag.* 74.

Ich glaube nicht, daß Rom und die ganze Welt iemals etwas Verdorbeneres gesehen,

als den Hof des Pabstes Alexanders VI. Unzucht und Verrätherey wechselten mit einander ab, und die mit dem Mantel der Religion bedeckte Gottlosigkeit brachte alles aufs höchste. Die Lucretia, eine Tochter des Pabstes, ist durch ihre Ausschweifungen noch berüchtigter, als die alte Lucretia durch ihre Enthaltsamkeit. — Cäsar Borgias aber, Herzog von Valentia, der sich der Blutschande mit seiner Schwester und eines doppelten Brudermords schuldig machte und durch seine Meineide, Vergiftungen und Meuchelmorde, seines Vaters würdig war — giebt uns ein merkwürdiges Beyspiel fruchtlosbegangener Laster an die Hand. Kurz, gefangen, aus seinem Vaterlande verjagt, als ein Vorwurf des öffentlichen Hasses, wird er, was auch Machiavell von ihm sagt, allezeit dazu dienen, die Tyranney verhaßt aber nie beliebt zu machen. Man mögte fast sagen, die Vorsehung habe uns in der Geschichte dieser berüchtigten Person den Anblick eines tragischen Auftritts, so wie ihn die Poeten erdichten würden, gegeben. — — Uebrigens würde es ungerecht seyn, wenn man sich die Laster Alexanders VI. wider das Pabstthum zu Nutze machen wollte; oder es müßten Gegenbeschuldigungen seyn. Und dieß ist doch immer ein Mittel, das man nie hätte brauchen sollen. Die eifrigsten Anhänger

der römischen Kirche gestehen, daß Alexander ein boshafter Mann gewesen sey. Man kann so gar sagen, es gereiche zur Ehre der Päbste, daß es sichtbar werde, wie sehr itzt ihr Hof dem vor 200. Jahren vorzuziehen sey. Denn man muß zum Ruhm des römischen Stuhls gestehen, daß man heutiges Tages nur Männer von grossen Verdiensten auf denselben erhebt, und die auf ihrer Seite auch nur Kardinäle, die mehrentheils nicht weniger schätzbar sind, als sie, erwählen. Aber so lange Menschen vorhanden sind, so lange werden auch Fehler bleiben. Indessen werden doch diejenigen, die der päbstlichen Würde am wenigsten günstig sind, unserm Jahrhundert Glück wünschen, daß es auf einem so erhabenen Stuhle, anstatt der Laster, nur die hervorstechendsten Tugenden hat regieren sehen.

Von der Päbstinn Johanna.

Th. 2, *p.* 284. *Epist. ad Patrem de Bosses.*

Ich habe eben eine Abhandlung verfertiget *) und zu einer Zeit, in welcher ich die Geschichte des neunten Jahrhunderts studierte

*) Diese Abhandlung ist noch nicht gedruckt worden.

te und mich mit chronologischen Untersuchungen beschäftigte, ins Reine gebracht. Ich habe sie betitelt: *Flores sparsi in tumulum Ioannae papissae.* (auf das Grab der Päbstinn Johanna gestreuete Blumen) Ich verwerfe in diesem Werke die Fabel dieser Päbstinn ganz, indem ich theils die schon bekannten Beweise bestätige, theils neue an die Hand gebe. Ich verbreite über die Zeitrechnung dieser Zeiten vieles Licht, welches mir höchst nöthig zu seyn schien, und ich beantworte die letzten Beweise Friederich Spanheims, welcher in einem vor etlichen Jahren in Holland gedrucktem Buche diese Fabel wieder für richtig zu erklären unternahm. Ich habe derselben einige den neuern Schriftstellern unbekannte Bemerkungen beygefügt. Denn ich habe ein gewisses magisches Buch entdeckt, welches dieser Päbstinn zugeschrieben wird, und bisher noch ungedruckt ist. Endlich habe ich aus Handschriften viele andere, der Neugierigkeit der Gelehrten würdige Sachen gezogen.

Gebräuche und Feste der römischen Kirche.

Th. 5. S. 263. *Epist.* 59. *ad Fabricium.*

Wenn der Verfasser des Buchs: *Arcanum regium*, unter die Zahl der schlechterdings

dings abzuschaffende Misbräuche die Kirchengebräuche und Gebetbücher setzt, in Ansehung welcher noch nicht entschieden ist, ob es Misbräuche sind, oder ob sie von ieher in der Kirche sind eingeführt gewesen; (ohne von den Privilegien und Konkordaten zu reden) so irrt er sich sehr, und öfnet weit grössern Misbräuchen, als die er zu verbessern wünscht, Thor und Thür. Die ganze Welt weiß, z. B. daß der Exorcismus von ieher in der Kirche üblich gewesen, und daß er eine sehr gute Erklärung zulasse: Denn durch die Herrschaft der Teufel verstehet man nicht etwann eine körperliche Besitzung. Nichts ist auch härter und unbescheidener als die Ausdrücke, durch welche er zu verstehen geben will, daß der heilige Schmuck; die Kleidungen, die Wachskerzen und Hostien in der That verabscheuungswürdige Stücke des katholischen Gottesdienstes wären. — Und wenn die von ihm zur Abschaffung der Festtage angeführte Ursache, welche von den Ausschweifungen hergenommen ist, die in diesen Tagen begangen werden, entscheidend ist; so müßte man auch die Sonntage abschaffen. Man schaffe die Mißbräuche ab, und lasse die Sachen selbst: *Tollatur abusus, non res.*

Das

Das Studium der Naturgeschichte ist in den Klöstern schicklich.

Th. 5. Seite 80. *Epist. 2. ad Magliabechium.*

Alsdann wird das menschliche Geschlecht den grössesten Fortgang in der Kenntniß natürlicher Dinge machen, wenn endlich eine weise Neugierde in die Klöster eingedrungen, und wenn man einen Theil der Gottesfurcht darinn bestehen lassen wird, alle Tage neue Wunder in der Natur zu entdecken, um alle Tage der Weisheit Gottes neue Lobgesänge singen zu können. Denn weil so viele tausend Menschen auf öffentliche Kosten blos in der Absicht, um sich das Lob Gottes angelegen seyn zu lassen, ernährt werden; was wird es alsdann nicht erst werden, wenn so viele vortrefliche Geister, die bisher alle ihre Kräfte zu unnützen Streitigkeiten verbraucht, einstimmig würken und ohne Unterlaß arbeiten werden, um so zu sagen die unerschöpflichen Tiefen der göttlichen Herrlichkeit zu erforschen, welche die Geschöpfe fast blos in dieser Absicht enthalten und vor Augen legen. Wenn unser sich seinem Ende nähernde Jahrhundert einer solchen Hülfe genösse; so würde man in zehn Jahren weiter kommen, als man sonst in vielen Jahrhunderten kommen würde.

Klostergelehrsamkeit.

Th. 5. S. 98. *Epist.* 14. *ad Magliabechium.*

Der Abt de la Trappe, dessen Einsichten und Gottesfurcht man rühmet, hat itzt ein Paradoxum wider den P. Mabillon behauptet; als wenn die Mönche gänzlich unwissend seyn müßten, und als ob die Wissenschaften mit der Sorgfalt für das Heil und die Uebungen der Gottesfurcht nicht bestehen könnten. Diese Meynung wird den faulen Mönchen ohne Zweifel gefallen: — Denn es ist ausgemacht, daß man unter dem Vorwande der Andacht oft einen Vorwand und Nahrung der Faulheit sucht. Oft erfodert es auch das Interesse der Aebte, unwissende Mönche zu haben: man übt dann eine unumschränktere Gewalt über sie aus. Hätte ehemals diese Meynung die Oberhand behalten; so würden wir heutiges Tages kein Buch haben. Denn es ist gewiß, daß uns die Werke der Alten und die Wissenschaften überhaupt durch die Mönche aufbehalten worden sind. Und wo sollte man die nach den Ordensregeln lebenden Aebte anders hernehmen, als aus den Klöstern, man müßte denn wollen, daß die weltgeistlichen Aebte alle Abteyen verschlängen? Ehemals zog man öfters aus dem Benediktinerorden oder aus

der Congregation der zum Orden gehörigen Dohmherrn, Bischöfe, Kardinäle und Päbste. Das neue Korvey an der Weser nährte Geistliche, die sich durch ihre Gelehrsamkeit und Gottesfurcht auszeichneten. Und ihnen ist ganz Norden, durch die Sorgfalt des Kaysers das Licht des Evangelii schuldig. Und was ist endlich der Gottesfurcht gemässer, als die Betrachtung der bewundernswürdigen Werke Gottes und seiner Vorsehung, welche aus der Natur der Dinge, aus der ganzen Geschichte, aus der Regierung der Kirche und des menschlichen Geschlechts gleich sichtbar ist.

Von den Jesuiten.

Theil 5. S. 400. *Epist. 2. ad Tentzelium.*

Wenn die Jesuiten so viele Feinde selbst unter den Katholiken gehabt haben, so können sie sich die Schuld nur immer selbst zuschreiben; Wie Arias Montanus die Menschen warnete, daß sie sich vor den Jesuiten in Acht nehmen sollten; so war sein Rath nicht verwerflich. Aber ich bin überzeugt, daß man sie sehr oft verläumdet und ihnen Meynungen aufbürdet, die ihnen nicht einmal in den Gedanken gekommen sind. Ein

solcher war Titus Oates, der auf ihre Rechnung ungemein viel Ungereimtheiten erzählt, z. B. daß ihre Generale unumschränkt alle bürgerliche und Militairstellen in England vergäben. Ich sage nichts von den Thorheiten, welche das Buch unter dem Titel: *l' Empereur et l' Empire trahis*, enthält. Es ist auch gewiß, daß es in ihrer Gesellschaft viele Mitglieder giebt, welche die redlichsten Leute von der Welt sind. Man findet zwar unter ihnen einige von feuriger Gemüthsart, welche an der Vergrösserung ihres Ordens, es koste was es wolle, und sollten sie auch zu unanständigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen müssen, arbeiten. Aber dieß letzte Uebel ist allgemein. Man hat es fürnemlich bey den Jesuiten bemerkt, allein blos daher, weil sie mehr als die übrigen beobachtet werden.

Vom Tempelherrnorden.

Th. 4. *part.* 1. S. 45. *Excerpta ex Ordinario Sancti Matthei.*

Man weiß, daß die Zerstöhrung des so berühmten Tempelherrnordens ein Werk Clemens V. und Philipps des Schönen war, der sein Augenmerk auf ihre Güter gerichtet hatte.

hatte *). Die durch die Gebrüder Düpny bekannt gemachten Akten ihres Processes zeigen, mit welcher Gewaltthätigkeit und Hintansetzung aller Gerechtigkeit man wider sie verfuhr. Es ist wahr, daß sie in Deutschland durch die Autorität des Pabstes ihrer Güter beraubt wurden; aber sie hatten dabey wenig Kriminaluntersuchungen zu überstehen. Man zählte damals unter die Anführer dieses Ordens den Otto einen Sohn Alberts I. Herzogs von Braunschweig. Er gab sich folgenden Titel: Otto, von Gottes Gnaden, Bruder des Hauses der Tempelmilitz, Kommandeur von Supplingburg. Niemand hat iemals daran gedacht, ihm iene lächerliche Laster aufzubürden, welche man in Frankreich und an andern Orten allen Tempelherrn vorwarf.

Sekularisirung des Bisthums Utrecht; und Abtretung der geistlichen Macht an den Herzog von Cleve.

*) Der Tempelherrnorden wurde in der Kirchenversammlung zu Vienne 1312. feierlich verdammt. Clemens *V*. wurde ganz von dem Könige in Frankreich Philipp regiert, weil iener durch des letztern List 1305. Pabst wurde. Uebers.

Th. 4. S. 320. *Dissertatio prima de Actorum publicorum usu.*

Der Pabst Clemens VII. gab dem Kayser Carl V. eine Erlaubniß, die uns ein merkwürdiges Beyspiel an die Hand giebt. Er schenkte ihm und seine Erben, den Herzogen von Brabant und Grafen von Holland, alle Ländereien und alle weltliche Rechte des Bisthums Utrecht. Dieß ist gerade das, was wir Sekularisirung der geistlichen Güter nennen. Die Gründe, welche den Pabst seinem Vorgeben nach dazu bewogen haben, sind nicht stark genug; denn sie sind weder von der Wiederherstellung des Friedens und der Einigkeit in der Kirche, (von dieser Art sind die Anerbietungen, die man der Königinn Elisabeth von England gethan haben soll) noch von einem Kriege wider die Ungläubigen hergenommen; Ein Grund warum die Päbste den Venetianern die Güter etlicher geistlichen Orden überlassen haben. Sie sind bloß darauf gegründet, daß die Kirche zu Utrecht nicht vermögend sey, ihre Ländereien wider den Herzog von Cleve zu vertheidigen. Diese Betrachtung schien wohl hinlänglich zu seyn, den Pabst zu verpflichten, daß er den Kayser an seine Pflicht erinnerte, aber nicht diesem Fürsten die Oberherrschaft über ein Land einzuräumen, welches er, Kraft seines

Amts,

Amts, zu vertheidigen verpflichtet war. Denn das Heilungsmittel schien härter als das Uebel selbst zu seyn. Aber dieser Zug zeigt, wie viel ein Pabst, der so viel zu seinem und seiner Familie Vortheil gethan, auch für das Wohl der Kirche selbst, mit Einwilligung der mächtigsten Fürsten habe thun können.

Bey Gelegenheit des Herzogs von Cleve will ich bemerken, daß ihn der Pabst Eugen IV. der Jurisdiktion des Bischofs von Münster und des Erzbischofs von Cölln entzogen habe: Der erste war sein Bischof, der zweyte sein Erzbischof. Die aus diesem Vorrechte folgende Macht, ist dem, was man die sicilianische Monarchie nennt, ziemlich gleich, wider welche sich der Cardinal Baronius, in einem aus dieser Ursache in Spanien verbotenen Werke, erhebt; und obgleich der Ursprung dieser letzten Macht ungewiß genug ist; so machte sich vor nicht langer Zeit ein berühmter Rechtsgelehrter dieses Beyspiel zu Nutze, um zu zeigen, daß man den protestantischen Fürsten Deutschlandes nicht allein die Rechte der Bischöfe, sondern auch des Pabstes zugestehen müßte.

Von den Scholastikern.

Th. 5. S. 355. *Epist. ad Bierlingium.*

Ich gestehe es, daß die scholastischen Theologen viele ungereimte Sätze zum Vorschein gebracht haben. Es ist aber auch Gold in dem Misthaufen; und Grotius hat dieses wohl gewußt. Ich gestehe auch, daß sie ein Staatsmann nicht zu lesen braucht; aber keiner darf dieß unterlassen, der andere vollkommen in der Rechtsgelehrsamkeit und Sittenlehre unterrichten will.

Lob der Scholastiker.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 397.

Die metaphysischen Kompendien und alle andere Bücher dieser Art lehren nichts als Wörter. Wenn man zum Beyspiel sagte, daß die Metaphysik die Wissenschaft der Dinge überhaupt sey, welche die Gründe und die daraus fliessenden Beschaffenheiten der Dinge erkläre, daß die Gründe der Dinge ihr Wesen und ihre Würklichkeit sind; und daß die Beschaffenheiten entweder wesentliche Stücke sind als die Einheit, das Wahre und das Gute, oder sie sind Folgen des Wesens als Uebereinstimmung oder Verschiedenheit,

heit, einfach oder zusammengesetzt u. s. w. wenn man nun von iedem dieser Ausdrücke redet und nichts als schwankende Begriffe und Distinktionen der Wörter vorbringt; so heißt dieß, den Namen Wissenschaft mißbrauchen. Indessen muß man den tiefsinnigen Scholastikern, wie z. B. dem Suarez (von welchem Grotius so viel Wesens macht) die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und gestehen, daß man bey ihnen beträchtliche Untersuchungen antrift, als z. B. über das *Continuum*, über das Unendliche, das Zufällige, über die Realität der abstrakten Dinge, über die Unzertheilbarkeit, über das Entstehen und Vergehen der äussern Gestalt — über die Seele und ihre Fähigkeiten, über die Mitwürkung Gottes bey den Geschöpfen u. s. w. und selbst in der Moral, über die Natur des Willens und über die Grundsätze der Gerechtigkeit. Mit einem Worte, man muß gestehen, daß unter diesen Schlacken noch Gold zu finden ist; aber nur verständige Männer können es benutzen. Allein die Jugend mit solchen unnützen Wortgemenge zu belästigen, weil hier und da noch etwas Gutes zu finden ist, das hiesse, das Edelste aller Dinge, die Zeit, schlecht anwenden.

Vorzug der ältern Theologen vor den Neuern: Lob der Nominalisten

Th. 4. S. 58. *Dissertatio de stylo philosophico Nizolii.*

Sehr ungerecht sind die Neuern, welche die, den Schriftstellern des mittlern Zeitalters entwischten Fehler, mit so vieler Bitterkeit tadeln. Hätten sie in ienen unglücklichen Zeiten gelebt; so würden sie ganz anders denken. Wenn man erwäget, daß die Geschichte der Völker und der Philosophie in der Finsterniß begraben war, daß man nur sehr schlechte Uebersetzungen der besten Schriftsteller hatte, daß man sich vor Erfindung der Buchdruckerkunst mit grossen Unkosten Bücher angeschaft, oder mit unendlicher Mühe selbst die Bücher abschreiben mußte, daß die Entdeckungen des einen dem andern nur selten und allezeit spät bekannt wurden, (daher kommt es, daß man heut zu Tage, wenn man die alten Schriftsteller vergleicht, oft Fakta findet, welche die Zeitgenossen selbst nicht wußten,) — wenn man, sage ich, alle diese Umstände bedenket; so muß man, anstatt über die grossen und häufigen Irrthümer, in welche die Alten verfallen sind, zu erstaunen, es vielmehr für ein Wunder ansehen, daß sie einige mittelmässige Kenntnisse in den schö-

nen

nen Wissenschaften und der wahren Philosophie erlangt haben — Ich wage so gar zu sagen, daß die ältesten Scholastiker an Scharfsinn, an Gründlichkeit, an Bescheidenheit, sehr weit über einige Neuere erhaben sind, und sich mit weniger Streitigkeiten über unnütze Fragen aufhalten. Denn es giebt einige unter den Neuern, welche zu dem, was die Alten gesagt haben, nichts hinzuzufügen wissen, und nichts anders thun, als die verschiedenen Meynungen erzählen, eine Menge unnützer Fragen erdenken, ein Argument in verschiedene andere theilen, die Ordnung ändern, die Ausdrücke ändern und wieder ändern. Durch dieses Mittel haben sie so viele und starke Bände ohne Mühe zur Welt gebracht —

Um zu zeigen, wie weit die ältesten Scholastiker an Scharfsinn den Scholastikern der beyden leztern Jahrhunderte vorzuziehen sind; will ich die Sekte der Nominalisten, die tiefsinnigste der Schulsekten als ein Beyspiel anführen, die der heut zu Tage in den Schulen eingeführten Art zu philosophiren sehr ähnlich, und izt, da sie ehedem sehr blühend war, ganz unter den Scholastikern erloschen ist. — — Man nennt diejenigen Nominalisten, welche glauben, daß, die einzelnen Substanzen ausgenommen, alle Dinge nur blosse Namen sind, und folglich behaup-

behaupten, daß die abstrakten und allgemeinen Dinge keine Würklichkeit haben. Man hält einen gewissen Roscelinus Breton für den ersten Urheber dieser Sekte, welcher auf der pariser Universität zu den blutigsten Streitigkeiten Gelegenheit gab. Die Sekte war seit langer Zeit in Vergessenheit gekommen, als sie aus derselben auf einmal durch einen Mann von grossem Genie und für die damaligen Zeiten von bewundernswürdiger Gelehrsamkeit, den Wilhelm Okam, einen Engländer, der anfangs ein Schüler des Scotus, und bald nachher sein grössester Feind war, herausgezogen wurde. Gregorius von Rimini, Gabriel Biel und die meisten Augustiner nahmen diese Lehre an: und daher bemerkt man in den ersten Schriften Luthers Achtung und Zuneigung zu den Nominalisten, bis er endlich wider alle Mönche ohne Unterschied zu eifern anfieng. Der Hauptgrundsatz der Nominalisten ist, daß man die Dinge ohne Noth nicht vermehren müsse. Ihre Gegner greifen diesen Grundsatz als nachtheilig für den unendlichen Reichthum Gottes an, — welcher sich mehr zum Ueberfluß als zur Sparsamkeit neigt, und nach welchem er an dem Ueberflusse und Verschiedenheit der Dinge ein Vergnügen hat. — Allein diejenigen, welche diesen Einwurf machen, scheinen die Meynung der Nominalisten

sten

sten nicht recht gefaßt zu haben, denn diese tragen auf eine deutliche Art vor, daß eine Hypothese desto besser sey, ie einfacher sie ist, und daß dieienigen, welche so wenige willkührliche Voraussetzungen annehmen, als möglich ist, in Erklärung der Phänomene am besten handeln. In der That, wenn man anders verführe; so würde man auf Rechnung der Natur, oder, besser zu sagen, des Urhebers der Natur einen würklich nicht zu entschuldigenden Ueberfluß setzen müssen. Wenn ein Sternkundiger von den himmlischen Phänomenen durch eine kleine Zahl von Voraussetzungen den Grund angeben kann, indem er z. B. nur einige sehr einfache cirkelförmige Bewegungen annimmt; so wird seine Hypothese ohne Zweifel der eines andern Sternkundigen vorzuziehen seyn, welcher, um eben diese Phänomene zu erklären, eine Menge von Cirkeln, die ganz verschieden ineinander geflochten sind, voraussetzen würde. Die Nominalisten haben also aus ihrem Grundsatze geschlossen, daß man alle Erscheinungen der Natur — ob man gleich nichts Reelles im Allgemeinen und in den Formalitäten voraussetzte, – erklären könnte. Und gewiß, es ist nichts wahrer als diese Meynung, nichts eines Philosophen dieses Jahrhunderts würdiger!

Der Nutzen des Studiums der alten Philosophen und der Scholastiker

Th. 5. S. 13. Dreyzehnter Brief an den Herrn Remond von Montmort.

Die Wahrheit ist mehr ausgebreitet als man denkt; aber sie ist oft sehr geschminkt, und mit Hüllen umgeben, ia selbst durch Zusätze, welche sie verfälschen oder weniger nützlich machen, geschwächt, verstümmelt, verdorben. Wenn man diese Spuren der Wahrheit bey den Alten, oder um allgemeiner zu reden, bey seinen Vorgängern, bemerkte; so sollte man das Gold aus dem Koth, den Diamanten aus seiner Grube, und das Licht aus der Finsterniß hervorziehen: und dieses würde in der That *perennis quaedam philosophia* seyn. Man kann auch sagen, daß man dabey einigermassen den Fortgang in den Kenntnissen bemerken würde. Die Morgenländer haben schöne und grosse Begriffe von der Gottheit. Die Griechen haben die Beweise und die Form der Wissenschaft hinzugefügt. Die Kirchenväter haben das, was in der Weltweisheit der Griechen schlecht war, verworfen; aber die Scholastiker haben sich bemühet dasienige, was in der heydnischen Weltweisheit leidlich war, für das Christenthum nützlich anzuwenden. Ich habe oft

gesagt

gesagt, *aurum latere in stercore illo Scholastico barbariei*; und ich wollte wünschen, daß man einen in der irrländischen und spanischen Weltweisheit, geschickten Mann finden könnte, der Neigung und Fähigkeit hätte, das Gute daraus zu ziehen. Ich bin gewiß, er würde seine Mühe durch verschiedene schöne und wichtige Wahrheiten bezahlt finden. Es lebte vor einiger Zeit ein Schweitzer, der in der Scholastik mathematisirte; seine Werke sind wenig bekannt: aber was ich gesehen habe, ist mir tiefdenkend und beträchtlich vorgekommen.

Lehre der alten Kirchenväter von der Gottheit Jesu Christi.

Th. 5. S. 482. Zweyter Brief an Herrn Veissiere La Croze.

Die nicänische Kirchenversammlung scheinet durch ihre Entscheidungen nur eine in der Kirche bereits herrschende Lehre festgesetzt zu haben. Es ist wahr, daß einige Stellen der ältern Kirchenväter in Ansehung des Ausdrucks nicht allzurichtig waren; allein dieß kommt daher, weil man die Redensarten oft noch nicht bestimmt und recht verstanden hat. Einige, besonders die platonisirende Kirchenväter scheinen sich zwey Sohnschaften des Mes-

Messias, ehe er von der Jungfrau Maria gebohren worden, gedacht zu haben: Die, welche ihn zum einzigen Sohn, in so fern er in der Gottheit ewig ist, macht, und die, wodurch er der Aelteste der Geschöpfe wird, indem sie τὸν μονογενῆ ἀπὸ πρωτοτόκου τῆς κτίσεως, unterschieden und von einander absonderten. Sie glaubten auch, daß vor dem Anfange aller Dinge das ewige Wort mit einer, unter allen am edelsten erschaffenen, Natur bekleidet worden sey, welche ihm zum Werkzeuge der Gottheit in der Hervorbringung und Direktion der andern Nationen machte. Dieß scheinet mit der Lehre von der Präexistenz der Seele, unter welchen die des Messias die erste Stelle einnehmen sollte, welche Origines und andere Väter behauptet haben, übereinzustimmen; und dieses scheint auch der Begriff zu seyn, den sich die alten kabbalistischen Juden von ihrem Adam Kadmon machten. Die Arianer haben nur diese zweyte Sohnschaft beybehalten und die erste vergessen. Einige Väter scheinen dieselbe auch begünstigt zu haben, da sie den Sohn dem Ewigen entgegen setzten, in so fern sie den Sohn in Ansehung seiner Erstgeburt unter den übrigen Geschöpfen betrachteten. Sie entzogen ihm aber das, was er vor der Schöpfung hatte, nicht, in sofern er der einzige und gleichen Wesens theilhaftige Sohn ist.

Wenn

Wenn gleich das Gespräch des Philopatris, das so deutlich von der Dreyeinheit redet, nicht vom Lucian zu seyn scheint; so hat man doch Ursache zu glauben, daß es von einem sehr alten Heyden, der von dem Christenthume einige Kenntniß hatte, herrühre.

Mystiker.

Th. 6. Seite 211. Brief an Herrn Bourguet.

Ich verachte fast nichts, ausgenommen die Sterndeutungskunst und ähnliche Betrügereyen. Selbst die Mystiker verachte ich nicht. Gemeiniglich sind ihre Gedanken verwirrt; aber da sie sich gewöhnlich schöner Anspielungen und rührender Bilder bedienen; so kann dieß dazu dienen, daß die Wahrheit annehmlicher gemacht wird, wenn man diesen verwirrten Gedanken einen guten Sinn giebt.

Mystische Gottesgelahrtheit.

Th. 5. S. 355. *Epist. ad Bierlingium.*

Man hat sehr gut gesagt, daß die wahre Gottesfurcht den Gebrauch der Vernunft nicht aufhebe, sondern ihn vielmehr vervollkommne. Hieraus würde ich aber nicht schliessen: daß man die mystische Theologie verwerfen müsse. Diese leztere Theologie ist

der gewöhnlichen Gottesgelahrtheit ohngefehr das, was die Dichtkunst der Beredsamkeit ist, d. h. sie ist mehr für die Sinne: aber Gränzen und Mässigkeit müssen doch bey allen Dingen Statt finden.

Stellung der Gestirne zur Zeit der Geburt Jesu Christi.

Th. 6. S. 314. *Observationes Leibnitianae.*

Ein in der Astrologie merkwürdiger Grundsatz ist, daß die Menschen, die in einerley himmlischen Zeichen gebohren sind, oder deren Geburt unter einer sich fast gleichen Stellung der Gestirne einfällt, auch viel Zuneigung und Freundschaft gegen einander haben; und daß man auch daher gewisse Personen so zusammenhalten siehet, da sich hingegen andere fast immer von einander entfernen. Ich habe auch einen in der Sternkunde gelehrten Mathematiker gekannt, welcher sagte, daß die Stellung der Gestirne bey seiner Geburt von der bey der Geburt Jesu Christi nur einen Grad verschieden sey, und daß dieser Umstand nicht wenig zur Unterhaltung seiner Gottesfurcht diente. Er behauptete auch, daß unser Heiland im Zeichen der Jungfrau gebohren wäre, daß im Augenblicke seiner Geburt die ganze Revolution des

des platonischen Jahrs an dem halben Himmel gewesen sey, daß diese Stellung der Gestirne bedeutet hätte, der König der ganzen Welt und der Herr der Völker käme auf die Erde herab, und daß Cardan ohne Gottlosigkeit die Nativität unsers Heilandes hätte stellen können, nicht als ob er glaubte, daß er von dem Gestirne abhänge, sondern um zu zeigen, daß Gott alle Dinge mit einer bewunderns würdigen Weisheit vorhergeordnet und festgesetzt habe.

Von dem Kanon der Samaritaner.

Th. 5. S. 449. *Epist. ad Christoph. Wolfium.*

Ich habe oft mit Bewunderung bemerkt, daß die Samaritaner nur den Pentateuchus annehmen. Wenn sie aus Haß gegen das Geschlecht Davids das Buch Ruth, die Bücher Samuels und der Könige, verworfen haben; so findet doch dieser Grund bey dem Buche der Richter, welche sie doch auch nicht annehmen, nicht Statt. Sollten also wohl die von ihnen verworfenen Bücher erst nach der Trennung der zehn Stämme, oder der Regierung Jerobeams seyn verfertigt worden?

Falsches Evangelium von der Kindheit Christi.

Th. 5. S. 123. *Epist.* 28. *ad Magliabechium.*

Das von den Alten angeführte falsche Evangelium von der Kindheit Christi — das man aber für verlohren hielt, — ist itzt wieder zum Vorschein gekommen. Es ist aus dem Arabischen, durch Sikius, einen jungen in den morgenländischen Sprachen fürnemlich sehr geschickten Mann aus Bremen, übersetzt. Dieser Uebersetzung ist der Text beygefügt und mit Anmerkungen bereichert. Wenn dergleichen apokryphische Werke alt sind; so verschaffen sie allezeit Licht, und zuweilen zeigen sie uns entweder die Quellen oder die verschiedenen Zweige der Ketzereien ganz augenscheinlich.

Beurtheilung des kopernikanischen Systems.

Th. 5. S. 128. *Epist.* 31. *ad Magliabechium.*

Als ich zu Rom war, ermahnte ich einige gelehrte und angesehene Freunde, die Freyheit der Philosophie zu begünstigen, und durch den Nichtgebrauch die wider das System der Bewegung der Erde gemachte Beurthei-

urtheilung zu unterdrücken, oder in Verfall gerathen zu lassen. Ich zeigte, daß es den Nutzen der römischen Kirche beträfe, und zu befürchten wäre, daß es dem Unwissenden vorkommen mögte, als wenn sie den Irrthum und die Unwissenheit schützten. Sie waren nicht abgeneigt, meiner Meynung beyzutreten.

Von der Ketzerey wegen der Gegenfüßler.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand.
S. 356.

Von der vorgegebenen Ketzerey in Ansehung der Antipoden will ich nur im Vorbeygehen sagen, daß Bonifacius, Erzbischof von Maynz, den Vigilius von Salzburg in einem an den Pabst wider ihn geschriebenen Brief würklich angeklagt habe, und daß der Pabst denselben auf eine Art beantwortet habe, woraus man schliessen kann, daß er der Meynung Bonifacii sey; aber man findet nicht, daß diese Beschuldigungen Folgen gehabt. Vigilius hat sich allezeit erhalten. Die beyden Gegner wurden für Heilige gehalten, und die Bayerschen Gelehrten, die Vigilium für einen Apostel von Corinth oder den benachbarten Ländern hielten, haben ihn gerechtfertiget.

Aberglaube der Sklaven.

Th. 4. *part.* 2. S. 278. *Observatio de superstitionibus Sclavorum.*

Die Gebräuche, welche die aus Sarmatien stammende Sklaven noch in dem neunten Jahrhunderte beobachteten, stellen uns fast ein Gemählde auf, worinn wir der alten Deutschen Sitten sehen; so wie wir in den heutigen Abyssiniern die kirchlichen Gebräuche und Gewohnheiten des fünften Jahrhunderts erblicken. Die Sklaven sind ziemlich spät zum Christenthum bekehrt worden, und darum haben sie auch die alten Sitten länger beybehalten. Ihre Bekehrung war das Werk Ottonis von Bamberg. Sigfried, der den heil. Bischof bey seiner Mission nach Pommern begleitete, und der sein Leben beschrieben hat, erzählt zwey Züge von dem Aberglauben dieser Völker, welche uns zwey ähnliche abergläubische Gebräuche, die Tacitus in den Sitten der Deutschen bemerkt hat, erläutern. Dieß sind die Wahrsagungen aus den Pferden, und die Schicksaale aus dem Holze. Die Pomeraner hatten ein schwarzes, dickes Pferd von grosser Lebhaftigkeit und erstaunender Höhe: es arbeitete niemals, litte auch nicht, daß sich iemand aufsetzte, und einer von den vier Priestern des

Tem=

Tempels war dazu bestellt, es mit der grössesten Sorgfalt zu hüten. Wenn sich das Volk über einen Krieg oder den Einfall in feindliche Länder berathschlagte; wenn der Ausfall zu Lande geschehen sollte; so diente das Pferd dazu, den Ausgang zu erkennen zu geben. Man legte neun Lanzen auf die Erde, iede eine kurze Elle von der andern entfernt, man sattelte und zäumte das Pferd, dann nahm es der Priester, dem die Bewahrung desselben anvertrauet war, bey dem Zaum, führte es dreymal über die Lanzen hin und her. Gieng das Pferd darüber, ohne sich zu verwunden, und ohne die Lanzen in Unordnung zu bringen; so war dieß ein Zeichen, daß alles glücklich von statten gehen würde, und sie giengen dem Feinde mit vielem Vertrauen entgegen. Ohngeachtet der heftigsten Widersetzungen einiger Privatleute, glückte es dem Bischof Otto mit der Hülfe Gottes diese Art des Aberglaubens und alle Wahrsagerinnen durchs Holz, welche bey diesen Völkern üblich waren, und woraus sie den Erfolg einer Plünderung oder eines Seetreffens vorher sagten, gänzlich abzuschaffen. Damit dieser Heilige nicht den Schwachen ein Aergerniß seyn wollte, befahl er, daß man das erwähnte Pferd in einem fremden Lande verkaufen mögte, und versicherte, daß es zum Fuhrwerk schicklicher als zu den Prophezeihun-

 gen

gen sey; In eben diesem Leben erzählt man, daß die Sklaven der Vielheit der Weiber entsagten. Die Sklaven unterschieden sich also in diesem Stücke von den Deutschen, welche die Vielweiberey nicht kannten.

Von der Wünschelruthe.

(*Baguette divinatoire.*)

Th. 5. S. 106. *Epist. ad Magliabechium.*

Die Philosophen streiten in Frankreich bey Gelegenheit der Wünschelruthe eines gewissen Bauern, welche man von Lion nach Paris kommen ließ, wo man versicherte, daß er durch seine Wünschelruthe auf die erstaunenswürdigste Weise Meuchelmörder und Diebe entdeckt habe. Verschiedene, so gar unter den Kartesianern, haben dieß Faktum geglaubt, und die Ursachen davon in den Ausflüssen der subtilen Materie gesucht. Endlich aber ist der Betrug entdeckt worden. Ich von meiner Seite schrieb gleich bey dem ersten Gerüchte dieses vorgeblichen Wunders, daß ich demselben keinen Glauben beymässe. Ein Gelehrter hat über diesen Gegenstand in Frankreich ein Buch geschrieben, worinn er behauptet, es sey zum wenigsten unleugbar, daß man die Erztgruben durch diese Wünschelruthe entdecken könnte: und ich bin der Meynung, daß

die

die meisten Schriftsteller durch ihr Stillschweigen diesen Irrthum des Volks angenommen oder begünstiget haben. Heutiges Tages aber ist es, selbst in den böhmischen Minen, genug bewiesen, daß es ein Irrthum sey. Man verband daselbst einem dieser vorgeblichen Wahrsager die Augen, und ließ ihn die Mine, welche er vorher mit seiner Ruthe angezeigt hatte, suchen; ob man ihn aber gleich mehr als einmal den Ort gezeigt hatte, so suchte er sie doch vergebens. Seine Ruthe machte in der Zeit, wo sie sich nach den Regeln seiner Kunst am meisten drehen sollte, keine Bewegung.

Ich füge dem, was ich ihnen über die Wünschelruthe *) im Französischen geschrieben habe, noch hinzu, was ich aus dem Munde der Herzoginn, Wittwe des Durchlauchtigsten Prinzen Johann Friederich, die vor kurzer Zeit aus Frankreich zurückgekommen ist, und selbst den Jacob Aimar, diesen berüchtigten Meister in der Wahrsagerkunst in ihren Pallast hat kommen lassen, selbst erfahren habe, und die nach einer aufmerksamen Untersuchung überzeugt war, daß seine ganze Kunst nur eine Täuschung sey. Ihr Schwa-

*) *Epist. ad Tentzelium, Tom. 5. p. 402.*

ger, der Prinz von Conde, hat sich sehr genau mit eben dieser Nachforschung, zum Theil in ihrer Gegenwart, beschäftiget. Er hatte den Aimar von Lion in der Absicht kommen lassen, die von ihm erzählten Wunder genau zu untersuchen: nachdem er ihn auf verschiedene Arten gelenkt und ihn beschämt hatte; so zwangen sie ihn endlich seinen Betrug zu gestehen. Der arme Mensch befürchtete, daß er durch die blosse Ueberzeugung nicht loskommen mögte, bat also demüthigst um Gnade, und warf die Schuld nicht sowohl auf seine eigene Verwegenheit, sondern vielmehr auf die Leichtgläubigkeit einiger Personen, die hätten wollen betrogen seyn, die ihn gewissermassen zu Dingen gezwungen hätten, die er sonst nie zu versprechen würde gewagt haben, die ihn endlich so weit getrieben hätten, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, wieder zurück zu treten. Der Prinz vergab es ihm gerne: einige Personen riethen ihm aber, den Betrug nicht auszubreiten und die Ehre der Person oder seiner Kunst zu retten, weil es gewiß sey, sagten sie, daß die Diebe und andere Bösewichter in der größten Unruhe und auf das Gerüchte seiner Ankunft an einigen Orten Wiedererstattungen geschehen wären. Aber dieser grosse Prinz und unsere Herzoginn hielten dafür, daß der Vortheil der Wahrheit dem öffentlichen Nutzen vorzuziehen sey. Mir selbst

selbst war daran gelegen, den Betrug öffentlich bekannt zu machen; denn meine Freunde beschuldigten mich beynahe der Hartnäckigkeit, weil ich mich standhaft weigerte, der Autorität so vieler angesehenen Personen nachzugeben, die selbst Augenzeugen gewesen seyn wollten. Allein ich habe geglaubt, wenn ich ihnen hierinn nachgebe, die Natur zu verkennen, deren Gesetzen die Begebenheiten, welche man erzählte, ganz entgegen waren. Und noch vor kurzem schrieb ich dem Parasius, daß dieses moralische oder logische Problem, wie zu Lion viele angesehene Personen in Irrthum wären geführt worden, mir wichtiger und der Untersuchung würdiger schiene, als das falsche physische Problem, von dem es zu bedauern sey, daß Vallemont demselben einen Theil seines Nachtstudierens der Untersuchung gewidmet, wie eine Haselstaudenruthe so viel würken könne. Denn untersuchte man diese moralische Frage mit Sorgfalt, wie es ihre Wichtigkeit verdient; so würden wir den oft scheinbaren Ursprung einer grossen Menge gemeiner Irrthümer entdecken. Da dieses Faktum, welches ich Ihnen erzählt habe, durch das Ansehen einer grossen und verständigen Prinzessin gewiß ist; so willige ich gerne darinn, daß Sie es auf mein Zeugniß öffentlich bekannt machen, damit ein so neues Beyspiel uns ins künftige

vor-

vorsichtiger mache, wundervolle Erzählungen zu glauben. Denn es ist gewiß, wenn sich der Prinz von Conde nicht so viele Unkosten gemacht und nicht so viel Sorgfalt angewendet hätte, die Sache ins Licht zu setzen; so würden wir noch in Verwirrung seyn, und noch mit gewissen Menschen zu streiten haben, welche lieber durch wunderbare Fabeln betrogen seyn wollen, als der blossen Wahrheit beypflichten.

Von den Hexenmeistern.

Th. 4. *part.* 3. S. 284.

Der Pater Spee, ein Jesuit, welcher ein vortreflicher Mann war, hat ein Buch geschrieben, welches in der Welt viel Aufsehen gemacht hat, ohne daß man gewußt, woher es gekommen ist; denn man mußte sich in Acht nehmen, so zu reden, wie er that: dieses ist *cautio criminalis circa processus contra sagas.* Ich weiß es selbst aus dem Munde des Churfürsten von Maynz Johann Philipp, daß dieser Pater der Verfasser desselben ist. Dieß Buch ist in verschiedene Sprachen übersetzt, es ist gelobt und widerlegt worden. Herr Becker redet viel davon in seiner bezauberten Welt; niemand aber wußte, wem man es zuschreiben sollte. Der Churfürst erzählt

erzählt nur, dieser gute Pater hätte ihm gestanden, daß er als Beichtvater eine grosse Anzahl vorgeblicher Missethäter zum Feuer begleitet, daß er sie auf alle Art und Weise gelenkt hätte, die Wahrheit herauszulocken; er könne aber nicht sagen, auch nur einen gefunden zu haben, von welchem er glauben könnte, daß er ein Hexenmeister sey!

Von Ketzern.

Th. 5. S. 413. *Epist. ad Loeflerum.*

Ist die Ketzerey ein Verbrechen? Ich glaube, daß diese Frage sehr leicht aufgelöst werden könnte. Zuerst muß man gestehen, daß eine, obwohl an und für sich betrachtet, sehr böse Meynung, dennoch kein Verbrechen sey, wie sie nur unvorsetzlich ist. Aber man muß auch nicht zweifeln, daß die vorsetzliche Vernachlässigung desjenigen, was zur Entdeckung der Wahrheit in Absicht der Dinge, die wir wissen sollen, nöthig ist, nicht eine Sünde und selbst nach der Wichtigkeit der Materie eine schwere Sünde sey. Dieß ist es, was man bey den eigentlichen Ketzern Halsstarrigkeit nennt. Uebrigens kann ein gefährlicher Irrthum, wäre er auch ganz unvorsetzlich und von allen Lastern frey, dennoch auf das rechtmässigste unterdrückt werden, wenn

wenn man einen Schaden befürchtet, aus eben dem Grunde, aus welchem man einen Rasenden an Ketten legt, wenn er gleich nicht strafbar ist.

Meynung des Herrn von Leibnitz von dem Ansehen und der Annahme des Tridentinischen Konciliums in Frankreich, in Ansehung des Glaubens *).

Th. 1. S. 552.

Das tridentinische Koncilium hatte eine doppelte Absicht: einmal, um zu entscheiden oder

*) Der Kayser und einige protestantische Fürsten arbeiteten gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mit vereinigten Kräften daran, die Lutheraner in Deutschland mit der römischen Kirche zu vereinigen. Herr Molanus, Abt zu Lokkum, hatte den Auftrag vom Churfürsten zu Hannover, sich mit den Katholiken zu unterreden. Leibnitz wollte ihm hierinn beystehen, und ließ sich mit dem Herrn Bossuet in einen Briefwechsel ein, ohne dessen Vermittelung man diese wichtige Sache nicht glücklich zu Stande zu bringen glaubte. Diese Unterhandlung wurde weit genug getrieben, man war schon in verschiedenen Artikeln übereins

oder zu erklären, was der Glaube und das göttliche Recht sey, und dann Verordnungen
oder

eingekommen; aber bey dem tridentinischen Koncilio wurde man aufgehalten. Leibnitz, der die Untrüglichkeit der wirklich allgemeinen Kirchenversammlung eingestand, stritte sehr über die Allgemeinheit dieses letzten Koncilii; er behauptete, daß die Protestanten das Ansehen desselben niemals erkennen würden, und verlangte vorläufig, daß man dessen Bannsprüche aufheben mögte. Herr Bossuet erklärte gerade heraus, daß nie die Vereinigung mit den Protestanten zu Stande kommen könnte, wenn es auf die Bedingung ankäme: die Kirche würde nicht eine Sache thun, welche unter dem Vorwande der Vereinigung die Grundlagen der Einigkeit über den Haufen werfen würde. Leibnitz behauptete, in der Absicht zu zeigen, daß die vorgeschlagenen Bedingungen nicht unmöglich wären, daß das tridentinische Koncilium weder in Dingen, die die Disciplin betreffen, noch auch in Glaubenssachen angenommen werde; und wenn man auch Entscheidungen desselben annähme; so käme das daher, weil man sonst schon davon überzeugt sey, oder vorher die Lehren, die dasselbe festgesetzt, geglaubt habe.

Um

oder positive kirchliche Gesetze zu machen. Von beyden Seiten kommt man darinn überein.

Um dem Herrn von Leibnitz seine vorige Meynung über diesen Satz zu benehmen, überschickte man ihm eine gelehrte Abhandlung des Herrn Abts Pirot, eines berühmten Professors der Sorbonne, welche noch nicht gedruckt ist. Er antwortete hierauf in einer andern ziemlich langen Abhandlung, welche man hier fast ganz findet. Wir haben nur die allgemeinen Vorwürfe unterdrückt, welche er wider das tridentinische Koncilium vorbringt.

Wir sind weit davon entfernt, über den Artikel, von welchem hier die Rede ist, so wie Leibnitz zu denken: und lassen seiner Abhandlung unmittelbar einen Aufsatz des Herrn Bossuets, der sie widerlegt, und wo der streitige Punkt in das deutlichste Licht gesetzt wird, folgen. Dieser Aufsatz ist wenig bekannt. Wir wagen es zu behaupten, daß denselben weder an Stärke des Raisonnements noch an Nachdruck des Styls keines von den theologischen Werken des Bischofs von Meaux übertreffe; es geschiehet zum Theil nur, um Gelegenheit zu haben, ihn noch mehr bekannt zu machen, daß wir in unserer Sammlung die Abhandlung von Leibnitz eingerückt, und da dieses letzte Stück alles enthält was zu sammlen,

ein, daß die positiven tridentinischen Gesetze in Frankreich nicht über die Autorität des Koncilii, sondern durch besondere Konstitutionen und Verordnungen des Reichs angenommen werden. Und in Ansehung dessen, was das tridentinische Koncilium für Glaubenssachen und dem göttlichen Rechte gemäß erklärt, versichert mir der Herr Abt Pirot, daß es in Frankreich keinen römisch Katholischen gäbe, der es nicht billige, und ich will es ihm glauben. Man wird also fragen, worinn ich denn nicht einig sey? In folgenden Punkten: Erstlich, daß man eine Meinung für wahr halten kann, ohne versichert

len und wider die Annehmung des Koncilii zu sagen ist; so muß man diesen Kontrovers, den Leibnitz über dieß Faktum erregt, ohne Widerspruch als geendigt ansehen.

Wenn es also wahr ist, daß man heutiges Tages einige unter den Katholiken antrift, welche, ohne den besten Theil der Mittel zu gebrauchen, oder ohne sie selbst zu kennen, derer sich der protestantische Verfasser bedient, dennoch unwissend oder übelgesinnt genug sind, um dieselbe Sprache zu führen; so laden wir sie ein, den Aufsatz des Herrn Bossuets, welchen sie vermuthlich nicht kennen werden, zu lesen.

sichert zu seyn, daß sie zum Glauben gehöre; So nimmt die französische Geistlichkeit die vier Sätze an, ohne die italiänischen und spanischen Doktoren, welche einer andern Meynung sind, der Ketzerey zu beschuldigen. Zweytens, daß man allem dem beypflichten kann, was die Kirchenversammlung für eine Glaubensmeynung hält, nicht vermöge der Entscheidung des Koncilii, oder als wenn man es für allgemein hielte, sondern weil man sonst davon überzeugt ist. Drittens, daß wenn auch in Frankreich kein Privatmann ist, der sagen dürfte, er zweifle an der Allgemeinheit des tridentinischen Koncilii; so beweist dieses noch nicht, daß es die Nation als allgemein angenommen hat. Gesetze müssen in gehörige Formeln abgefaßt werden. Eben diese Personen, welche iezt, da sie zerstreuet sind, einer Meynung zu seyn scheinen, könnten sich in Zusammenkünften ganz und gar ändern. Man hat Beyspiele davon bey Wahlen und in den von einigen Richterstühlen gesprochenen Urtheilen, da einige Glieder in den Rath mit Gesinnungen gekommen sind, die sehr verschieden von denen waren, welche gewisse Zufälle bey der Berathschlagung selbst hervorgebracht haben. In diesem Stücke hat der heil. Geist die in seinem Namen gehaltene Versammlung mit besondern Vorrechten begnadigt, wo man die göttliche

Di-

Direktion sehen und erkennen kann. Und diese Betrachtung findet selbst bey einigen menschlichen Dingen Statt. Wie, z. B. ein König von Großbritannien die Stimmen der Provinzen sammlen wollte, um darinn in Ansehung des Parlaments ein Vorurtheil zu finden; so wurde diese Art, den Willen des Volks zu erfahren, nicht gebilligt; weil überdem die meisten sich nicht erklären dürfen, wenn man sie auf die Art befragt, und die Kabalen ihr Spiel haben, und weil die Gesinnungen des einen überdem immer bey solchen öffentlichen Berathschlagungen den übrigen mitgetheilt werden.

Um diese drey Zweifel, die mir vernünftig zu seyn scheinen, noch mehr auseinander zu setzen, will ich bey den letzten, nemlich bey dem Mangel einer feyerlichen Erklärung der Nation anfangen. Der Herr Abt Pitot giebt hinlänglich zu erkennen, daß er geneigt sey zu zweifeln, ob iemals ein Edikt Heinrichs III. wegen Annehmung des tridentinischen Koncilii — in Glaubenssachen — vorhanden gewesen sey. Eine solche öffentliche Akte von dem Nachdrucke und Innhalte würde nicht verborgen geblieben seyn: Die Protokolle und die Schriftsteller würden davon reden; Herr von Marca giebt allein vor, sie gesehen zu haben, dem das Gedächt-

niß hierinn einen schlechten Dienst mag geleistet haben. Wenn aber auch eine solche Erklärung des Königs da gewesen ist; so müßte man sie sehen, um zu urtheilen, ob sie eigentlich das tridentinische Koncilium für ein allgemeines zu halten befiehlt: denn etwas anders ist es, den Glauben des Koncilii annehmen; und etwas anders, das Ansehen desselben annehmen.

Von dem Glaubensbekenntniß **Heinrichs IV.** welches er zu St. Denys abgelegt hat, werde ich weiter unten reden, indessen gebe ich zu, daß das zweyte, welches die Herren **Dü Perron** und **von Ossat** in seinem Namen zu Rom ablegten, unstreitig dem Formular **Pius IV.** gemäß gewesen ist. Ich will auch nicht zur Chikane meine Zuflucht nehmen, als wenn der König durch eine unbekannte Akte, oder heimlichen Reservation dasienige, was durch die benannten **Dü Perron** und **D'Ossat**, fest gesetzt worden war, widerrufen oder eingeschränkt hätte, obgleich in dieser Absolution Roms viele hart zu verdauende Dinge sind, und besonders iene vermeinte Nichtigkeit der Absolution des Erzbischofs von Bourges. Ich weiß nicht, ob die französische Kirche dieselbe iemals eingestehen wird; als wenn die Päbste Richter und die einzigen Richter der Könige wären,

und

und zwar auf eine ganz besondere Art in Absicht auf ihre Rechtgläubigkeit. Würden wir wohl sagen, daß **Heinrich IV.** dieser Bekräftigung wegen die französischen Könige einem solchem Joche unterworfen habe? Ich glaube nicht, und stelle mir vor, daß man hier zu dem Unterschiede zwischen dem, was ein König für seine Person thut, und zwischen dem, was er für seine Krone thut, seine Zuflucht nehmen würde. Zwischen dem, was er in seinem Kabinet vornimmt, und zwischen dem, was er *ex Throno* thut, um einen Ausdruck zu haben, der hier dem entgegen stehe, was der Pabst *ex Cathedra* thut. — Ein Pabst kann sein Glaubensbekenntniß ablegen, ohne *ex Cathedra* seine Absicht, es andern vorzulegen, bekannt zu machen. Uns ist hinlänglich die Meynung des Pabstes **Clemens VIII.** über die Materie *de auxiliis* bekannt: er hat sich genug gegen den **Molina** erklärt; aber die Jesuiten, die den Pabst, wenn er *ex Cathedra* ein Urtheil fällt, für untrüglich halten, glauben nicht, daß er ein Urtheil wider sie ausgesprochen habe; und hierinn ist man einig. Das Bekenntniß **Heinrich IV.** kann also nicht die Kraft einer Deklaration des Königreichs Frankreich wegen der Allgemeinheit des tridentinischen Koncilii haben; es beweist nur, daß **Heinrich IV.**

 für

für sich, oder vielmehr seine Prokuratores, das tridentinische Koncilium für ein allgemeines zu halten, erklärt habe, und dieß ist nichts als ein Geständniß seiner Meynung hierüber. Ich habe also nicht nöthig, mich hier auf die Klausel zu berufen, welche ihn von der Verbindlichkeit, seine Unterthanen zu eben dem Glauben zu bringen, losspricht, weil ich weiß, daß ihn der Pabst nur in Ansehung der Reformirten davon lossprach, obgleich die Befreyung davon in der That allgemein war, und man von feyerlichen Akten, nicht von der Gelegenheit dazu, sondern nach ihrem eigentlichen Innhalte urtheilen muß, fürnemlich *in iis quae sunt stricti iuris nec amplianda nec restringenda*, dahin gehört z. B. die Einführung eines neuen Ausspruchs in der Kirche, der Glaubensartikel betrift. Aber wenn es sich auch der König zur Pflicht gemacht hätte, seine Unterthanen zur Anerkennung des allgemeinen Ansehens des tridentinischen Koncilii zu bringen, ohne andere als die Reformirten davon auszunehmen; so würde dieß nicht eine Reichsdeklaration, sondern für den König eine Verpflichtung zu dem gewesen seyn das zu thun, was er vernünftiger Weise thun konnte, um sein Volk dazu zu bringen; und dieß konnte die Versammlung der Stände, oder zum wenig-

sten

sten der angesehensten der drey Stände *)
gar nicht davon ausschliessen.

Wären vordem auch keine feyerliche Deklarationen Frankreichs wider das tridentinische Koncilium gewesen; so scheint doch eine für dieß Koncilium nöthig zu seyn, damit dessen Ansehen darinn festgesetzt würde, und zwar wegen der Zweifel, worinn die Welt hierüber gewesen ist. Wenn ich also gesagt habe, daß die feyerliche Erklärung durch eine andere feyerliche Erklärung muß aufgehoben werden; so geschieht dieß nur, um diese Nothwendigkeit noch dringender zu machen. Und wenn diese sich entgegengesetzten feyerlichen Deklarationen auch die rechten Formalitäten nicht hätten; so würde dieß meinem Raisonnement nicht schaden. Denn es kommt hier

*) Es ist eine sehr auffallende und befremdende Meynung des Herrn von Leibnitz, daß man in Frankreich die Aussprüche eines Koncilii über die Lehre ohne die Versammlung der Stände, oder wenigstens der Vornehmsten der drey Stände nicht annehmen könne. Diese Versammlung selbst würde nicht einmal nöthig seyn, wenn es die Annehmung der Dekrete dieses Koncilii über die Disciplin beträfe.

hier nicht auf die Festsetzung des Rechts oder die Beschaffenheit desselben, sondern auf das an, was den Willen des Menschen zu erkennen giebt, so, ohngefehr wie ein mangelhaftes Testament demohngeachtet den Willen des Testators verräth. Da also der Wille der Nation, oder derienigen, welche dieselbe vorstellen, dem tridentinischen Koncilium entgegen gewesen zu seyn scheint; so ist man desto eher einer ausdrücklichen Erklärung benöthigt, um die Gegenantwort und die Reue eben dieser Nation zu erkennen zu geben.

Wir wollen aber die öffentlichen Akten, welche Frankreich gegen dieses Koncilium verfertigt hat, aus den Aufsätzen, welche die Herrn Dü Pay bekannt gemacht haben, näher untersuchen. Die erste gerichtliche Akte ist die Protestation des Königs Heinrich II. welche in dem Koncilio vom Herrn Amiot vorgelesen ist. Der König erklärt darinn, daß er diese Versammlung unter Julius III. für eine besondere Zusammenkunft, aber nicht für ein allgemeines Koncilium halte. Herr Amiot hatte ein Beglaubigungsschreiben vom Könige, damit er in dem Koncilio gehört würde; und dieses autorisirte seine Protestation, wenn gleich dieser Brief von der Protestation selbst nichts sagt. Dieß that man ohne Zweifel mit Vorsatz, um die heiligen

gen Väter zu verhindern, diesen Brief so gleich zu verwerfen, und den Ueberbringer, ohne ihn zu hören, fortzuschicken; und vermuthlich wollte er die Antwort des Koncilii, da er nichts Gutes vermuthete, nicht abwarten. Er hatte auch nichts vorgetragen, worauf hätte geantwortet werden müssen. Die Franzosen fanden sich hernach bey dieser Zusammenkunft nicht ein, und erkannten die sechs ersten unter Julius III. gehaltenen Sitzungen nicht für gültig: so wie die Deutschen dasjenige, was vorher unter Paul III. nach der wider Willen des Kaysers geschehenen Verlegung des Koncilii vorgieng, nicht für gültig ansahen. Wir werden hernach sehen, ob diese Protestation in der Folge aufgehoben worden. In den von den Franzosen für ungültig erklärten Sitzungen hatte man aber sehr wichtige Punkte auszumachen unternommen, wie z. B. das Abendmahl und die Busse; der Herr Abt Pirot erkennt dieß selbst.

Die zweyte Protestation der Franzosen geschahe unter Pius IV. wegen der Partheylichkeit, welche der Pabst und das Koncilium für Spanien in Ansehung der Rangordnung bezeigten. Die französischen Abgesandten begaben sich, theils dieser Ursache wegen nach Venedig, theils auch weil man zu Trident

nicht Achtung genug für die Autorität des Königs, für die Freyheit der französischen Kirche und für den Widerspruch der Franzosen gegen die sogenannte Fortsetzung des Koncilii hatte. Denn diese behaupteten immer, daß das, was unter Julius III. geschehen sey, nicht dürfte anerkannt werden, und daß die Zusammenberufung unter Pius IV. eine neue Ausschreibung sey. Es ist wahr, die französischen Prälaten blieben auf dem Koncilio, und gaben zu dem, was daselbst festgesetzt wurde, ihre Einwilligung, und so gar willigten sie darinn, was in den vorhergehenden Zusammenberufungen beschlossen war, ohne dasienige auszunehmen, was unter Julius III. geschehen. Man siehet indessen, daß die Gesandten des Königs weder das, was das Koncilium vornahm, noch den Titel, welchen es annahm, billigten; und wenn die heftige Rede, welche der Herr Dü Ferrier, einer der Abgesandten, verfertigt, gleich nicht gehalten wurde; so verrieth sie doch die Gesinnungen der Gesandschaft, und den würklichen Zustand der Dinge, den die Menschen oft nur in der Hitze des Streits entdecken. Sie sagt: *Cum tamen nihil a vobis, sed omnia magis Romae quam Tridenti agantur, & haec, quae publicantur, magis Pii IV, placita, quam Concilii Tridentini decreta iure existimentur, denunciamus ac testamur, quae-*

cum-

cunque in hoc Concilio, hoc est Pii IV. motu decreta sunt & publicata, decernentur & publicabuntur, ea neque Regem christianissimum probaturum, neque Ecclesiam Gallicanam pro decretis oecumenicae Synodi habiturum. Freylich sollte diese Rede die Zurückberufung der französischen Prälaten ankündigen, welches nicht ausgeführt ward; allein ob man gleich Mittelwege eingeschlagen, um die Zusammenberufung nicht zu zerreissen; so bleibt doch die Wahrheit des Faktums unumstößlich, daß Frankreich diese Zusammenberufung nicht für frey genug hielt, als daß sie den Namen eines allgemeinen Koncilii hätte führen können. Die Protestation, welche die Herren Pibrac und Dù Ferrier, französische Abgesandte, vor ihrem Abzuge gethan haben, erklärt förmlich: daß sie sich dem Dekrete des Koncilii widersetzten. Es ist wahr, daß sie zur Ursache die wenige Achtung, welche man für Frankreich und überhaupt für die Könige habe, anführen; und ob dieß gleich eine Privatursache war; so blieb doch der Widerspruch allgemein. Wollte man sagen, daß diese Akte nicht im Namen des Königs gemacht sey, so hat man dazu keine Ursache: denn Abgesandte handeln in solchen Fällen nicht in ihrem Namen: sie haben zu besondern Handlungen keine neue Vollmacht nöthig. Da der König ihnen befiehlt, in Venedig

nedig zu bleiben; so hat er ihr Betragen öffentlich gebilliget; und das inständige Bitten des Kardinals von Lothringen — daß sie auf das Koncilium zurückkommen mögten — war ohne Würkung: überdem sieht man hieraus, daß sie Befehl vom Könige hatten, sich zu widersetzen, und sich dann wieder weg zu begeben. Man ließ auch die französische Prälaten zurück, um dem Schimpf zu entgehen, und um dem Pabste und dem Koncilio ein Mittel an die Hand zu geben, unvermerkt und ohne Aufsehen die Sache zu verbessern, indem sie in dem Koncilio die Freyheit der Stimmen und alles dessen was nöthig war, wieder herstellten, damit sie demselben ein wahres Ansehen gäben. Die Unterlassung des Protokollirens des von dem Herrn **Dü Ferrier** gethanen öffentlichen Widerspruchs, und seine Weigerung, eine Abschrift davon zu geben, erklärte die Protestation nicht für nichtig; und man kann nicht einmal sagen, daß eine solche Handlung in Zweifel bleibe, bis man für gut finde, sie zu protokolliren und Abschriften davon mitzutheilen, weil sie selbst mit allen nöthigen Feyerlichkeiten kräftig zu bleiben, vergesellschaftet ist. Die Weigerung der Abschriften kam vermuthlich daher, weil man die Sache mildern und die Pille vergülden wollte, und weil man auch zu keinen neuen Streitigkeiten Anlaß geben wollte. Eben

so

so weigerten sich die bayerschen und venetianischen Gesandten, — da sie in eben dem Koncilio einer wider den andern wegen des unter ihnen streitigen Ranges protestirt, — Abschrift davon zu geben, wie der Kardinal Palavicini erzählt. Wenn aber die Protestation auch wegen Mangel der Formalität nichtig wäre; so habe ich schon gesagt, daß die Meynung der Abgesandten und des Hofes dennoch die Wahrheit der Sache bezeugt; und die von den Gesandten aus Venedig an den König geschriebene Briefe geben zu erkennen, daß sie es nicht für rathsam hielten, nach Trident zurück zu kehren, und dem Schlusse des Koncilii beyzuwohnen, damit es nicht schiene, als ob sie es billigten, und weil sie nicht in die so genannte Fortsetzung willigen, noch auch wider die Protestation Heinrich II. handeln wollten. Es sind noch andre Ursachen, welche sie in ihren Briefen an den König Carl IX. anführen.

Die Bestätigung des ganzen Koncilii und aller Sitzungen, vom Anfange bis auf die letzte Handlung, welche in Gegenwart der französischen Prälaten und mit ihrer Bewilligung geschehen ist, die unter Julius III. ohne die Franzosen und ohngeachtet des Widerspruchs Heinrich II. gehaltenen Sitzungen nicht ausgenommen — ist meiner Meynung

nung nach, nicht hinlänglich, den Widerspruch der französischen Nation aufzuheben. Diese Prälaten waren nicht berechtigt, der durch den König geschehenen Deklaration der Nation entgegen zu seyn. Ihr Stillschweigen und selbst ihre Einwilligung kann ihre Meynung, aber nicht den Beyfall der französischen Kirche und Nation bezeugen. Das Betragen des Kardinals von Lothringen ist nicht gebilligt worden, und die übrigen wurden durch seine Autorität dahin gerissen; da überdem dergleichen Bestätigungen *in sacco* im allgemeinen und ohne Untersuchung, oder, mit den alten Juristen zu reden, *per aversionem*, Irrthümern und Erschleichungen, unterwarfen. Man müßte alle sowohl in Abwesenheit der französischen als deutschen Nation abgehandelte Punkte wieder vornehmen, und nach einer vorhergegangenen Berathschlagung etwas ausmachen, das schicklich war, dem Mangel der Abwesenheit dieser beyden grossen Nation abzuhelfen.

Alles was ich von dem 3ten Paragraph an gesagt habe, zielt dahin ab, das von der feyerlichen Deklaration der Nation angeführte, zu rechtfertigen, welche anstatt für das Koncilium zu seyn, ganz gegen dasselbe ist. — Wenn ich auch zugestände, daß Privatpersonen überzeugt gewesen wären, und es noch sind, daß diese Kirchenversammlung

eine

eine allgemeine sey, (indessen sehe ich nicht, warum ich dieß zugeben sollte) so war dieß doch gewiß nicht die Meynung der Herren Pibrac und Dü Ferrier. Man scheint auch einzusehen, daß es weder die Meynung des ehemaligen Präsidenten Dü Thou, noch der Herren Dü Pay sey. Ich habe Einwürfe gesehen, die ein römisch Katholischer wider die Annehmung des tridentinischen Koncilii während der Sitzung der Stände im Jahre 1615. mit ziemlicher Hitze gemacht hat, und die eben so beantwortet sind, auf der Versammlung der Geistlichkeit in den Jahren 1614. und 1615.

Diese Einwürfe zeigen hinlänglich, daß der Verfasser dieß Koncilium nicht für ein allgemeines halte; welchen der Verfasser der Antworten nur *petitiones principii* entgegensetzt. Ich habe dasienige gelesen, was die Abgesandten des Bürger- und Bauerstandes unter sich des Koncilii wegen votirt haben. Einige bleiben bey allgemeinen Redensarten stehen, und wollen sich nicht in die Materie einlassen, theils weil man im Begriff war, ihre dem Könige vorzulegende niedergeschriebene Schlüsse zu endigen, theils weil die Franzosen — sagen sie, — itzt nicht klüger wären, als sie vor 60. Jahren gewesen sind, und weil ihre Vorfahren vermuthlich

lich gute Gründe gehabt hätten, in die Annehmung des Koncilii nicht zu willigen, itzt hätte man nicht Zeit, sie zu untersuchen. Einige sagen, daß man den Glauben des Koncilii zu Trident, nicht aber die Disciplin annehme. Ich habe bemerkt, daß einer unter ihnen gewesen ist, und mich dünkt daß es selbst Miron der Präsident der Versammlung sey, welcher sagte, als er seine Meynung von sich gab, daß das Koncilium allgemein sey, daß es dem ohngeachtet nicht rathsam wäre, von dessen Annehmung zu reden. Ich sehe indessen nicht, daß andere eben soviel davon gesagt haben. Carl dü Moulin, ein römisch-katholischer Schriftsteller und berühmter Rechtsgelehrter, hat ausdrücklich, wenn ich mich nicht irre *), wider die Autorität des tridentinischen Koncilii geschrieben; daher ist es gekommen, daß die Italiäner ihn für einen Protestanten, und seine Bücher

*) Dü Moulin ist katholisch, aber er hat als Protestant oder zum wenigsten des Protestantismus sehr verdächtig gelebt. Man kann also sein Zeugniß wider die Katholiken nicht mehr nutzen, als das des Frapaolo, welcher nichts anders als ein Protestant in Mönchskleidung gewesen seyn soll.

Bücher so *inter prohibitos primae classis* gehören, und ich habe es selbst gesehen, daß, wenn man zu Rom die Erlaubniß ertheilt, verbothene Bücher zu lesen, Machiavel und Dü Moulin immer ausgenommen sind. Man wird freylich noch viele andere finden die sich wider das Koncilium erklärt haben. Herr Vigor scheint dahin zu gehören, und vielleicht Herr von Launoi selbst, nach seinem Buche *de potestate regis circa validitatem matrimonii* zu urtheilen; und die Neuern, welche sich auf die Gründe und Untersuchungen ihrer Vorfahren verlassen, bezeugen hinlänglich, daß sie wenigstens diesen Punkt in Zweifel lassen. Die Schwäche der Regierung unter Catharina von Medicis und ihrer Kinder, machte, daß die Geistlichkeit in Frankreich aus Privatursachen das Glaubensbekenntniß Pii V. eingeführt, und alle Besitzer geistlicher Pfründen, und selbst die Lehrer dieses Bekenntniß abzulegen, durch eine Unternehmung genöthiget hat, die derienigen ähnlich ist, welche die Herren Geistlichen in ihrer Versammlung von 1615. dahin brachte, das tridentinische Koncilium von ihrer Seite, als angenommen, zu erklären. Ich glaube, daß die Glieder des Konseil und des Parlements und die Generalprokuratoren des Königs in den Ge-

richten, weder das eine noch das andere billigen *).

Ich

*) Man muß von den Parlementsgliedern und den Generaladvokaten des Königs nicht etwan glauben, daß sie heutiges Tages andere Meynungen von dem Ansehen des Koncilii, als ihre Vorgänger hätten. Denn der Herr Präsident Henault berichtet uns, daß man, sobald der Kardinal von Lothringen von dem Koncilio zurückgekommen war, die Präsidenten der hohen Gerichte und die Generaladvokaten des Königs rufen ließ, um diese Dekrete des Koncilii zu untersuchen. Dieß thaten sie: und da die Sache in Ueberlegung genommen wurde; so trug der Generalprokurator der Versammlung vor, daß sie das, was die Lehren anbeträfe, nicht berühren wollten, und daß sie, was diesen Punkt beträfe, alles für vernünftig und gut hielten, weil es von einem allgemeinen und rechtmässigen Koncilio sey entschieden worden. Was die Dekrete der Policey und der Reformation beträfe; so hätten sie darinn verschiedenes gefunden, was den Rechten und Vorzügen des Königes und den Freyheiten der französischen Kirche nachthei-

Ich komme auf meine erste Distinktion wieder zurück. Die römisch Katholischen, die

theilig sey; und dieß verhindere auch, daß sie nicht angenommen und vollzogen würden. (*Abrégé chronologique: Evenemens remarquables sous Charles IX.*)

Wir könnten hier hundert eben so starke Zeugnisse sammlen. Es ist ein bekanntes Faktum, sagt Bossuet, und welches man durch unendliche öffentliche Akten beweisen kann, daß alle von Seiten Frankreichs wider das Koncilium geschehene Protestationen, sowohl während dessen Haltung als auch hernach, nur den Vorsitz, Prärogative, Freyheiten und Gebräuche des Reichs betreffen, ohne auf irgend eine Art die festgesetzten Glaubensartikel zu berühren, welche die französischen Bischöfe auf dem Koncilio ohne Weigerung unterschrieben haben. Alle Stände des Reichs, alle Universitäten, alle Mönchsorden sind sowohl überhaupt als insbesondere demselben gefolgt. Mit dem Glauben ist es nicht so, wie mit den Sitten. Es kann Gesetze geben, welche mit den Sitten und Gebräuchen einiger Nationen unmöglich zu vereinigen sind. Allein der

an der Autorität des tridentinischen Koncilii zweifeln, können dennoch allem dem, was dasselbe für Glaubenssachen erklärt hat, beystimmen. Sie können dem Glauben des tridentinischen Koncilii Beyfall geben, ohne dieß Koncilium zur Richtschnur des Glaubens anzunehmen. Sie können so gar die Dekrete des Koncilii billigen, ohne zu billigen, daß man die Drohung des Kirchenbannes angehängt, noch auch, daß man von andern die Billigung dieser Dekrete bey Strafe der Ketzerey fodert. Denn man ist kein Ketzer, wenn man in einer Thatsache irret, wie z. B. das Ansehen eines gewissen für allgemein angegebenen Koncilii ist. Auf diese Art haben sich die ienseits und disseits der Gebürge Wohnende wegen des costnitzischen und baselschen Koncilii, wegen des pisaischen und catranischen gestritten und streiten noch. Vermuthlich war die Königinn **Catharina von Medicis** mit ihrem Konseil der Meynung, die ich eben von dem Koncilio zu Trident erwähnt habe, als sie, um von ihrer Weigerung wegen Annehmung des Koncilii die Ursache anzugeben, anführte, daß sie die Wie-

Glaube ist für iedes Alter und für ieden Ort. (*Oeuvres posthumes, Tom. I. p. 236.*)

Wiedervereinigung der Protestanten verhindern wollte, wie Herr Pirot gesteht, und bekennt, daß der Vorwand schön wäre; dieß zeigte an, daß sie ein Koncilium wünschte, das mehr Autorität hätte, freyer und mehr im Stande wäre, den Protestanten Genugthuung zu geben, ferner daß damals die Schwürigkeit nicht bloß in Ansehung der Disciplin war. —

Vielleicht wird iemand sagen, daß man die Einwilligung der Nationen nicht nöthig habe, daß die vom Pabst berufenen Prälaten oder Bischöfe allein zum Wesen eines allgemeinen Koncilii gehören, und daß dasienige, was sie entscheiden, ohne durch das Interesse der Kronen oder Nationen aufgehalten zu werden, bey Strafe der ewigen Verdamniß als die Stimme des heil. Geistes müsse angenommen werden. Dieses scheint die Meynung des Bischofs von Beauveais in der Rede gewesen zu seyn, welche er vor die Deputirten des Bürger- und Bauerstandes im Jahre 1615. hielt. Von der Annehmung des Koncilii ist dieß auch die Meynung des Verfassers der Antworten auf die Einwürfe, von welchen ich oben geredet habe, und sogar die französischen Gesandten, die sich nach Venedig begeben hatten, schrieben an den König ihren Herrn, daß die Abgesandten den alten

Koncilien nicht beywohnten, und einige Deputirte des untern Standes sagen im Votiren, daß die Koncilien keiner Annehmung nöthig hätten, und wundern sich, daß man sie verlange. Aber sie sagen es nur, um die Annehmung zu vermeiden.

Ich antworte hierauf, daß es zwar würklich scheine, als wenn bloß die Bischöfe und Hirten des Volks in den Koncilien bey den Berathschlagungen und Schlüssen Stimmen hätten. Aber dieses muß nicht in metaphysischer Genauigkeit, welche menschliche Dinge nicht zulassen, genommen werden. Es sind Vorbereitungen nöthig, ehe man zu ienen entscheidenden Berathschlagungen kommt; und die weltlichen Mächte müssen entweder in Person, oder durch ihre Gesandten eine gewisse Mitwürkung bey der Direktion haben. Es ist rathsam, daß die Prälaten von den Nationen bevollmächtiget werden, und zwar daß sie sich trennen und sich nach den Völkerschaften berathschlagen, damit man — indem eine iede Nation ihre Glieder einig macht und sie mit den andern sich verabreden läßt — den Weg zur allgemeinen Einigkeit der ganzen Versammlung bahne. So machte man es zu Costnitz, und ich habe mich oft gewundert, daß der Kayser und Frankreich sich nicht bemüheten, den Pabst

zu

zu nöthigen, daß er diesem Beyspiel zu Tri=dent folgen mögte. Die Sache hätte eine ganz andere Wendung bekommen, und viel=leicht würden die deutsche und englische Na=tion mit dem übrigen Norden, nicht bis zu der gänzlichen Trennung, die man nicht ge=nug beklagen kann, gegangen seyn, um welche sich der römische Hof nicht mehr viel beküm=merte. Denn er wollte lieber diese verlieh=ren und über die andern ein desto grösseres Ansehen erhalten, als sie alle auf Unkosten seiner Autorität behalten. Aber ich glaube, daß sich die Päbste in der That zu sehr vor der Haltung eines allgemeinen Koncilii fürch=teten, und daß sie nur im höchsten Nothfall dazu wären gebracht worden, wenn man sie zu dieser Einrichtung gezwungen, und ihr Glück, daß die beiden führnehmsten Mächte der Christenheit beständig miteinander in Streitigkeiten verwickelt waren, war das all=gemeine Unglück.

Was den Beystand der weltlichen Macht betrift; so ist in Ansehung der alten Konci=lien ganz gewiß, daß die Ansagung vom Kay=ser abhieng, und daß die Kayser oder ihre Ge=sandten eigentlich die Direktion des Koncilii hatten, um die Ordnung darinn zu erhalten. Das römische Reich umfaßte beynahe die ganze Kirche. Die Perser waren noch Gö=

 ßen=

zendiener. Die gothischen und vandalischen Könige waren Arianer. Die Axumiter oder Abyssinier und andere solche Völker, die erst kürzlich von den Bischöfen des römischen Reichs waren bekehrt worden, waren sehr unbedeutend, und kamen mehr hin, um zu lernen als um zu lehren. Kurz, die Gesandten der Kayser hatten noch auf das, was das Koncilium ausmachen wollte, vielen Einfluß, und konnten Schlüsse desselben befördern oder verhindern. Seit dem Verfall des römischen Reichs hat sich der Pabst einen Theil dieser Gewalt angemaßt. Die übrige muß unter den souverainen Mächten und grossen Staaten, welche die christliche Kirche ausmachen, vertheilt werden; doch so, daß der Kayser als das erste weltliche Oberhaupt der Kirche einige Vorrechte habe, und die Gesandten, welche in den Kirchenversammlungen ihre Herren vorstellen, zusammen ein Kollegium ausmachen, welches die Rechte der alten römischen Kayser oder ihrer Gesandten in sich vereinigt. Das schicklichste Mittel, das Recht ihres Einflusses zu erhalten, ist das der Nationen, weil iede Nation und iedes Reich mit ihren Oberherren und Gesandten, welche dieselbe vorstellen, in besondern Verhältnissen stehet. Dieß heißt nicht die allgemeine Kirche den Oberherren unterwerfen, sondern eine billige Mässigung zwi-

schen

schen der geistlichen und weltlichen finden, und alle Mittel der Klugheit anwenden, um die Sachen zu einem guten Zweck zu lenken.

Man wird vielleicht sagen, dieß sey alles gut, aber in keinem Falle nothwendig. Ich will iezt nicht streiten, wenn gleich hierauf in Ansagung eines Koncilii etwas zu antworten wäre, wo die Zusammenkunft der Oberhäupter wesentlich scheinen könnte. Ich will nur von dem tridentinischen anführen, daß, wenn ein Koncilium allgemein seyn soll, nicht eine oder zwey Nationen darinn die Oberhand haben müssen. Die Anzahl der Prälaten der übrigen Nationen müßte darinn ansehnlich genug seyn, um ienen die Wage zu halten, damit man die Stimme der ganzen Kirche erkennen könnte, welcher Gott seinen Beystand besonders verheissen hat. Ueberdem kommen in den Koncilien oft Berichte vor, welchen eine oder zwey Nationen kein gutes Zeugniß geben können.

Wenn man dieß alles genau überdenkt, und besonders das Hinderniß, welches das tridentinische Koncilium der Vereinigung in den Weg legt, reiflich erwägt, so wird man es vielleicht als eine geheime Regierung der Vorsehung ansehen müssen, daß das Ansehen ienes Koncilii in Frankreich noch nicht genug

erkannt worden ist, damit diese Nation, die zwischen den Protestanten und den eifrigen Katholiken die Mittelstrasse gehalten, desto eher im Stande sey, einmal an der Befreiung der Kirche und der Wiederherstellung der Einigkeit zu arbeiten. Bey den Versammlungen in den Jahren 1614. und 1615. versahe es die Geistlichkeit darinn, daß sie erst ganz zuletzt von der Annehmung des Koncilii zu reden anfieng. Sonsten würde man, so viel ich aus einigen Vorfällen in der dritten Versammlung schliessen kann, diese Sache ernstlich vorgenommen haben, und ich glaube, die Geistlichkeit, die schon den Adel gewonnen hatte, hätte die Oberhand behalten. Allein, ich habe es schon einmal gesagt und wiederhole es: Es scheint, Gott habe es so haben wollen, damit Frankreich die Freiheit erhielte und im Stande bliebe, die Wiederherstellung der Einigkeit der Kirche einmal durch ein besseres und mehr autorisirtes Koncilium zu bewürken. Wenn man auch die Gewalt der Waffen bey Seite setzt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß die Wiedervereinigung ohne ein neues Koncilium geschehen werde, noch daß sich so viel grosse Nationen, die gleichsam ganz Norden erfüllen, der Orientaler nicht zu gedenken, iemals blindlings dem Willkühr einiger Italiäner, die allein die Urheber des tridentinischen Koncilii sind, unterwer-

terwerfen. Ich sage dieß nicht aus Haß gegen die Italiäner. Ich habe Freunde unter ihnen, und ich weiß aus Erfahrung, daß sie heut zu Tage sanfter und mässiger sind, als sie ehedem gewesen. Ich schätze sogar ihre Geschicklichkeit, nach der sie sich bemühen, bey dem Mangel der Gewalt der alten Römer die übrigen durch seine Kunstgriffe zu regieren. Es stehet aber auch den Nordländern frey, auf ihrer Huth zu seyn, daß sie nicht von Völkern hintergangen werden, die ihr Klima geistreicher macht.

Wenn man die öffentliche Freiheit der Kirche in einem neuen Koncilio behaupten wollte, so würde das sicherste seyn, daß man die Einrichtung des Koncilii zu Costnitz hervorsuchte, und den Protestanten bewilligte, was man den Griechen in dem Koncilio zu Florenz bewilligte. — —

Ehe ich schliesse, will ich noch meinem Versprechen gemäß beyläufig anführen, was ich von dem Glaubensbekenntniß weiß, daß Heinrich *IV*. zu Saint=Denys ablegte, da ihn der Erzbischof von Bourges wieder mit der Kirche vereinigt hatte. Ich habe ein Manuscript gelesen, das alles enthielt, was bey der Absolution **Heinrichs IV.** sowohl zu Saint=Denys als zu Rom vorgieng. Die

sechs ersten Stücke dieses Buchs betreffen die Absolution zu Saint-Denys. 1) Das Versprechen des Königs bey seiner Thronbesteigung die römisch-katholische Religion ungekränkt zu erhalten, vom 4ten August 1589. 2) Einen Aufsatz, nach welchem einige französische Prinzen, Herzoge und andere Grosse dem vorhergehenden Aufsatze von eben demselben Tage gemäß, ihn für ihren König erkennen. 3) Eine ganz genaue Nachricht von allem, was zu Saint-Denys bey der Unterweisung und Absolution des Königs vorgieng, vom 22. – 25. Julius 1593. 4) Ein Versprechen, das der König schriftlich von sich gab, das er mit seiner Hand unterzeichnet und von seinem Staatssekretair Herrn **Rüge** hatte unterschreiben lassen, nachdem die Abschwörung vorbey war und er die Absolution darüber bekommen hatte, vom 25. Julius 1593. 5) Das vom König nach seiner Absolution gethane und übergebene Glaubensbekenntniß. 6) Des Herrn **Dü Mans** Rede zur Absolution des Königs.

Der oben genannte genaue wörtliche Bericht zeigt an, daß die Prälaten berathschlagten, ob man die Sache nicht nach Rom zurück schicken sollte; aber endlich beschlossen sie, durch die Kürze der Zeit gezwungen, in Rücksicht auf die Todesgefahr, der sich der

König

König durch den Krieg ausgesetzt hatte, aber besonders um die schöne Gelegenheit der Wiedervereinigung eines so grossen Fürsten mit ihnen nicht vorbey gehen zu lassen, daß ihm die Absolution gegeben werden sollte, mit der Aufgabe, daß sich der König mit dem Gesicht gegen den Pabst hinwenden sollte. Dieß alles ist in des Herrn Dü Mans Abhandlung weitläuftiger ausgeführt. Es ist auch dabey bemerkt, daß die zur Unterweisung und Wiedervereinigung des Königs versammleten Prälaten das Glaubensbekenntniß, das der ganzen Versammlung vorgelesen und mit dem des Koncilii als übereinstimmend gebilligt wurde, nach den wiederholten Fragen des Königs einrichten liessen. Doch ist sehr merkwürdig, daß dieß Glaubensbekenntniß, so übereinstimmend es auch in allen andern Punkten mit dem vom Pius *IV*. ist, doch darinn ganz merklich abgehet, daß es des tridentinischen Koncilii gar nicht Erwähnung thut. Denn die berührten Artikel des genannten Glaubensbekenntnisses Pii *IV*. sagen: *Omnia & singula, quae de peccato originali & iustificatione in sacro-sancta Tridentina synodo definita & declarata fuerunt, amplector & recipio.* Und weiter unten: *Cetera item omnia a sacris Canonibus & oecumenicis Conciliis ac praecipue a sacro-sancta Tridentina Synodo tradita, definita & declarata indubitanter*

tanter profiteor, simulque contraria omnia atque haereses quascumque ab Ecclesia damnatas & reiectas & anathematizatas ego pariter damno, reiicio & anathematizo. Hingegen hat das Glaubensbekenntniß Heinrichs *IV.* ausdrücklich das tridentinische Koncilium in beyden Stellen ausgelassen: Es heißt daselbst: **Ich glaube, und nehme auch alles an, was von den heiligen Koncilien über die Erbsünde und Rechtfertigung ist bestimmt und festgesetzt worden.** Und weiter unten: **Ich nehme ohne den geringsten Zweifel an und bekenne mich zu allem, was in den heiligen Kanons und allgemeinen Koncilien ist ausgemacht und bestimmt worden. Und ich verwerfe, misbillige und verfluche alles, was diesen entgegen ist, wie auch alle von der Kirche verworfene, verdammte und verfluchte Ketzereien.** Man kann sich hier keinen Fehler des Abschreibers denken, weil er ihn an zweyen Orten begangen haben müßte. Ich glaube auch nicht, daß eine Verfälschung Statt finden kann, denn das Exemplar kommt von guten Händen. Ich glaube daher fast, daß eben diese Prälaten, welche die Unterweisung und Abschwörung des Königs zu besorgen hatten, für gut fanden, das tridentinische Koncilium nicht zu erwähnen, da das Ansehen desselben noch in Frankreich bestritten wurde. Dieß giebt genugsam zu erkennen,

nen, daß der Zweifel, den man darüber heg- te, nicht blos die Einrichtungen in Ansehung der Diseiplin betraf, sondern daß er sich auch auf das Ansehen desselben in Glaubenssachen erstreckte.

Ich will noch die Bemerkung hinzufü- gen: daß, wenn das tridentinische Konci- lium von der französischen Nation für ein all- gemeines gehalten worden wäre, man nicht nöthig gehabt hätte, mit so viel Eifer um die Annehmung desselben zu bitten. Denn die positiven Gesetze oder die Disciplin dieses Koncilii waren fast alle angenommen, oder doch als Verordnungen annehmlich, das aus- genommen, was nicht mit den Freyheiten der französischen Kirche zu bestehen schien und was die Geistlichkeit selbst nicht annehmen wollte. Man scheinet also gesonnen gewe- sen zu seyn, das Koncilium als allgemein und als eine Glanbensregel gültig zu machen. So hat es auch wohl die Königinn **Catha- rina von Medicis** verstanden, wenn sie zur Ursache ihrer Weigerung anführt, daß es die Vereinigung der Protestanten verhindern würde. Die zu Saint-Denys versammleten französischen Prälaten sind eben der Meynung gewesen, und haben diese Annehmung noch für zweifelhaft gehalten, da sie dieß Konci- lium in dem Glaubensbekenntniß, das Hein- rich

rich IV. ablegen mußte, mit Vorsatz nicht erwähnt haben.

Des Herrn Bossuets Antwort.

Th. 1. Seite 570.

Wenn man die gegen das tridentinische Koncilium gemachten Zweifel mit Deutlichkeit und Bestimmtheit auflösen will, so muß man zuvor einige Grundsätze festsetzen.

Erstlich, daß die Untrüglichkeit, die Jesus Christus seiner Kirche versprochen hat, von Anfang an in der ganzen Kirche gewesen sey, weil dieß die Kirche ist, die auf dem Stein gebauet worden, dem der Sohn Gottes verheissen hat, daß die Pforten der Hölle ihn nicht überwältigen sollten.

Zweytens, daß diese Untrüglichkeit, in so ferne sie nicht in dem Annehmen, sondern in dem Lehren der Wahrheit besteht, in dem Orden der Geistlichen anzutreffen sey, die von Zeit zu Zeit einer nach dem andern den Aposteln nachfolgen müssen; weil Jesus Christus diesem Orden verheissen hat, daß er bey ihm seyn würde: Gehet hin in alle Welt, lehret und taufet, ich werde immer bey euch seyn; das heißt, ohne Zweifel, bey euch, die ihr lehret und taufet, und bey euren Nachfolgern, die ich schon in euch erblicke, indem ihr

die

die Ursache ihrer Berufung und Einweihung durch die Kraft und im Namen Jesu Christi seyd.

Drittens, daß die Bischöfe oder vornehmsten Geistlichen die nicht durch und in diese Succession feierlich aufgenommen sind, keinen Theil an dieser Verheissung haben; weil ihre Einweihung nicht von den Aposteln herrührt. Denn diese muß beständig, ohne unterbrochen zu werden, fortgehen. Sonst wären die Worte: **Ich bin bey euch bis an der Welt Ende,** unnütz.

Viertens, daß die Bischöfe oder vornehmsten Geistlichen, die ordentlich eingeweihet wären, — wenn sie dem Glauben derjenigen, von welchen sie eingeweihet worden, dem Glauben nemlich, der in dem ganzen Orden der Bischöfe und in der ganzen Kirche in seiner völligen Kraft anzutreffen ist, entsagten — der Verheissung zugleich entsagen müßten, weil sie sich von der unmittelbaren Nachfolge und der ununterbrochenen Erhaltung der Lehre losmachten, so daß man sie nicht mehr für rechtmässige Geistliche halten, noch für ihre Meynungen einige Achtung haben müsse; weil, wenn sie auch ihren wahren Charakter, den ihre Untreue nicht aufheben kann, behalten, sie doch die Kraft und Vollmacht desselben nicht behalten können, welche in der eben erwähnten ordentlichen Nachfolge

und der ununterbrochenen Fortpflanzung der Lehre besteht.

Fünftens, daß die, Kraft der Verheissung, angesetzten Bischöfe und vornehmsten Geistlichen, die in dem Glauben und der Gemeinschaft der Kirche bleiben, in der sie sind, aufgenommen worden, ihren Glauben entweder durch ihre einmüthige Verkündigung in der zerstreueten katholischen Kirche oder durch ein ausdrückliches Urtheil in einer rechtmässigen Versammlung bezeugen können. In beiden Betrachtungen ist ihre Autorität gleich untrüglich, ihre Lehre gleich gewiß. Denn erstlich ist die Untrüglichkeit der Kirche an diesen dem äussern Ansehen nach so zerstreueten, aber durch den heiligen Geist vereinigten, Orden gebunden. Zweytens ist dieser Orden untrüglich, so muß die Versammlung, die ihn würklich vorstellt, oder das Koncilium, eben dieß Vorrecht haben, und kann nach dem Beyspiel der Apostel sagen: **Es hat dem heiligen Geist und uns gut geschienen.**

Sechstens, kann man endlich erkennen, ob dieß Koncilium oder diese Versammlung würklich die allgemeine Kirche vorstelle! wenn der ganze Orden der Bischöfe oder die ganze Gesellschaft, welche hauptsächlich ihre Belehrungen annimmt, das Koncilium billigt und gelten läßt. Dieß, sage ich, ist die letzte

Be-

Bestätigung der Autorität dieses Koncilii und der Untrüglichkeit der Schlüsse desselben; weil sonsten, wenn man behauptete, daß sich ein dafür erklärtes Koncilium im Glauben irren könnte, daraus folgen würde, daß sich der Orden der Bischöfe und folglich die Kirche oder die Gesellschaft, welche hauptsächlich die Belehrungen dieses Ordens annimmt, irren könnte; dieß würde aber den fünf vorhergehenden Artikeln und besonders dem fünften geradezu widersprechen.

Diejenigen, welche diese Grundsätze nicht werden annehmen wollen, dürfen auch nie eine Vereinigung mit uns hoffen. Denn sie werden die Untrüglichkeit der Kirche nie anders als den Worten nach zugeben. Und dieß ist doch der einzige feste Grundsatz der Vereinigung der Christen.

Diese sechs Artikel folgen so deutlich und so nothwendig in der vorgestellten Ordnung auseinander, daß sie nur eine Lehre ausmachen und würklich schon in dem Artikel des Glaubens enthalten sind: **Ich glaube an eine allgemeine Kirche.** Dieß will nicht blos sagen, ich glaube, daß es eine solche giebt; sondern auch ich glaube das, was sie glaubt, wenn man dieß anders verstünde, so hiesse es, weder an sie selbst glauben, noch glauben, daß es eine solche gebe, weil der Grund,

 oder

oder gleichsam die Substanz ihres Wesens der Glaube ist, den sie der ganzen Welt verkündigt; wenn also der Glaube, den die Kirche predigt, wahr ist, so ist sie eine wahre Kirche, und wenn er falsch ist, so ist sie auch falsch. Man kann daher als gewiß annehmen, daß nie eine wahre Uebereinstimmung seyn wird, als in dem Bekenntnisse dieser sechs Artikel, von welchen wir eben so wenig abgehen können als das Evangelium; denn sie enthalten die feste und nie wankende Verheissung desselben, von der alle übrige und alle Theile des christlichen Glaubensbekenntnisses abhangen.

Wenn man dieß voraussetzt, so ist es leicht, alle Zweifel aufzulösen, die man wider das tridentinische Koncilium in Glaubenssachen vorbringen kann, indem ganz ausgemacht ist, daß es in dieser Absicht von allen Kirchen, welche mit der zu Rom in Gemeinschaft stehen und welche wir allein für die wahren katholischen halten, dergestalt ist angenommen und gebilligt worden, daß man die Autorität desselben so wenig verwerfen kann, als die des nicäischen Koncilii. Diese Annehmung beweisen alle Bücher der katholischen Lehrer, unter welchen sich nicht ein einziges finden wird, darinn iemand, dem man wegen der Entscheidungen des tridentinischen Koncilii

cilii in Glaubensſachen Einwendungen gemacht, geantwortet hätte, es ſey nicht angenommen worden. Hingegen trägt man kein Bedenken von gewiſſen Artikeln in der Diſciplin zu ſagen, daß ſie nicht überall wären angenommen worden. Dieſe Verſchiedenheit rührt daher, weil es in der Kirche nichts weſentliches iſt, ob die Diſciplin gleichförmig und unverändert ſey oder nicht. Der katholiſche Glaube hingegen iſt immer derſelbe.

Wenn ſich dieß auch nicht alſo verhielte, ſo fodere ich doch einen ieden auf, mir einen katholiſchen Schriftſteller, Biſchof, Prieſter oder andern Menſchen ohne Unterſchied des Standes zu zeigen, der glaubte in der katholiſchen Kirche ſagen zu können: Ich nehme den Glauben des tridentiniſchen Koncilii nicht an. Dieſer Fall wird ſich niemals ereignen. Ueber dieſen Punkt iſt man alſo in Deutſchland und Frankreich ſowohl als in Italien und Rom, ia an allen andern Orten einig. Und darinn beſtehet die auſſer allen Streit geſetzte Annehmung dieſes Koncilii in Glaubensſachen.

Jede andere Annehmung, die man fodern könnte, iſt unnöthig. Denn wenn eine Verſammlung zur Annehmung dieſes Koncilii nöthig wäre, ſo hätte man eben ſo viel

Grund, auf eine neue zur Annehmung der ersten zu dringen. Und so würde man denn von Feyerlichkeiten zu Feyerlichkeiten, von einer Annehmung zur andern bis ins Unendliche fortgehen müssen. Und die Grenze, wo man stehen bleiben müßte, wäre, daß man das für untrüglich hielte, was die Kirche, die untrüglich ist, einmüthig dafür erkennete, ohne daß darüber in der ganzen Kirche irgend ein Streit entstünde.

Daraus siehet man, daß nichts daran gelegen sey, ob man wider dieß Koncilium ein, zweymal, oder noch öfter protestiret habe. Denn theils haben diese Protestationen niemals den Glauben betroffen. Theils sind sie durch die kurz darauf erfolgte Einwilligung ohne Würkung geblieben. Diese hängt nicht von gewissen Formalitäten, sondern allein von der Verheissung Jesu Christi und von der ganz bekannten allgemeinen Einwilligung ab.

Man wird vielleicht sagen, daß iemand mit der Lehre des Koncilii übereinstimmen könne, der aber mit den Bannsprüchen desselben nicht zufrieden seyn werde. Allein, dieß ist ein täuschender Gedanke. Denn ein Stück der Lehre ist ia die Entscheidung, ob sie den Bann verdienen oder nicht. Sobald man also mit der Lehre eines Koncilii übereinstimmen

ein-

einstimmt, so sind auch die Bannsprüche desselben beständig zugleich mit der Lehre entschieden.

Man findet Schwürigkeiten, so viel Bannsprüche auf einmal durchgehen zu lassen und anzunehmen. Man würde keine darin finden, wenn man bedächte, daß diese Bannsprüche, die man zu Trident in so grosser Anzahl ausgesprochen hat, hauptsächlich von den 5. oder 6. Punkten abhangen, von welchen die übrigen so klar und so natürlich hergeleitet werden, daß sie unmöglich in Zweifel gezogen werden können, ohne den Grundsatz, aus welchem sie hergeleitet sind, zugleich mit in Zweifel zu ziehen. Da man also den Glauben dieser Grundsätze bestätigen wollte, ist es eben so nöthig gewesen, den Glauben der Folgen zu beweisen, und den Glauben derselben durch ausdrückliche und besondere Unterscheidungen zu erleichtern.

Wir wollen uns bey einem Exempel aufhalten, das der Verfasser der Antwort an den Herrn Pirot als eines der wichtigsten anzusehen scheint. Er hält dafür, daß der Unterschied der Taufe Jesu Christi von der Taufe Johannis kein so wichtiger Artikel sey, daß er unter der Strafe des Kirchenbannes festgesetzt werden dürfe. Wenn man dieß aber aufhöbe, so würde man zu gleicher Zeit

das aufheben, welches die göttliche Einsetzung der Sakramente betrift. Ueberdem ist unter diesen beyden Taufen in den Worten Christi und der Apostel ein förmlicher Unterschied.

Ich führe dieß als ein Exempel an. Man wird aber leicht zeigen können, daß alle Bannsprüche des Koncilii von den 5. oder 6. Hauptartikeln abhangen, und es kommt der Kirche zu, über die Verbindung dieser besondern Bannsprüche mit den allgemeinen Grundsätzen zu urtheilen, weil dieß einen Theil der Lehre ausmacht, und weil die Kirche mit eben der Autorität, die sie bey Beurtheilung dieser Hauptartikel anwendet, auch alle dieienigen beurtheilet, die zur Vertheidigung nöthig sind, und die mit ienen ein Ganzes ausmachen müssen. Sonst könnte keine Untrüglichkeit statt finden. Ein Beyspiel: nach eben der Autorität, nach welcher die Kirche den Ausspruch gethan hat, daß Jesus Christus Gott und Mensch sey, hat sie auch geurtheilt, daß er sowohl eine menschliche Seele, als einen menschlichen Leib habe, und daß er in dieser Seele einen menschlichen Verstand und Willen habe. Dieß ist alles in dem Ausspruch enthalten: **Gott ist Mensch geworden.** Eben diese Bewandtniß hatte es mit allen festgesetzten Artikeln,

und wenn eine grössere Anzahl von Artikeln zu Trident ausgemacht worden ist, so kommt dieß daher, weil dieienigen, die man hätte verdammen müssen, mehr Materien aufs Tapet gebracht hätten, und weil man sie bis auf den letzten Funken hat auslöschen müssen, damit man nicht zur Erneuerung der Ketzereyen Gelegenheit geben mögte. Ohne alles dieß zu entwickeln, ist schon deutlich, daß, wenn das geringste von den Aussprüchen der Kirche entkräftet wird, die Verheissung uns mit derselben die ganze Offenbarung für unrichtig erklärt werde.

Es ist unnütz anzuführen, daß die Protestanten, eine so grosse Gesellschaft, nicht in das tridentinische Koncilium gewilligt haben, daß sie es hingegen verworfen und ihre Geistlichen nicht in denselben sind aufgenommen worden; dieienigen nicht einmal, welche in der katholischen Kirche waren eingeweihet worden, und zum Beyspiel die schwedischen und englischen. Denn nach dem vierten Artikel werden die Bischöfe, wenn sie gleich rechtmässig eingeweihet sind, nicht mehr als solche angesehen, die zur Kirche gehören, und man achtet ihre Meynungen nicht mehr, so bald sie von dem Glauben derer, die sie eingeweihet haben, abweichen und sich von dem Orden der Bischöfe entfernen, in den sie waren

ren eingeführet worden. Dieß thaten aber die Engländer, Dänen und Schweden. Mit viel mehrerem Grunde wird man also die Meynungen der Geistlichen nicht achten, die nach dem Innhalt des dritten Artikels nur ausser der unmittelbaren Nachfolge eingeweihet worden sind.

Man darf sich also in keine **Untersuchung** der Begebenheiten einlassen, die in der Antwort an Herrn **Pirot** auf eine sehr gelehrte, aber unnütze, Art sind aufgesucht worden. Dieß alles ist zu einer besondern Geschichte des tridentinischen Koncilii gut, aber es trägt nichts wesentliches zum Ansehen desselben bey. Alles kommt darauf an, daß man weiß ob es würklich angenommen sey oder nicht, das heißt, ob in den Herzen aller Katholiken und in dem öffentlichen Glauben der ganzen Kirche geschrieben ist, daß man sich den Aussprüchen desselben weder widersetzen noch dieselben in Zweifel ziehen könne oder dürfe, und dieß ist ganz bekannt, weil es iedermann zugiebt und keiner leugnet. Es ist also völlig ausgemacht, daß das tridentinische Koncilium die letzte Bestätigung erhalten hat, die in dem sechsten Artikel auseinander gesetzt wurden. Denn dieser enthält alle Bekräftigung in sich, und ist das deutliche **Resultat** der fünf vorigen, so

wie

wie die fünf vorigen einer aus dem andern folgen.

Wenn man also sagt, daß die Aussprüche dieses Koncilii angenommen worden sind, nicht Kraft des Koncilii selbst, sondern weil man schon vorher die Lehren glaubte, die es ausmachte; so wäre es desto schlimmer für denjenigen, der diese Lehren verwerfen würde, weil er gestehen müßte, daß das Koncilium den alten Glauben, als schon ausgemacht, gefunden, und ihn nur genauer gegen diejenigen, die ihn verwarfen, erklärt habe. Dieß ist wirklich nicht allein von diesem Koncilio, sondern von allen andern sehr richtig.

Kurz, man darf nicht mehr berathschlagen, ob man dieß Koncilium annehmen wolle oder nicht. Es ist ausgemacht, daß es in Glaubenssachen ist angenommen worden. Man hat aus den eigenen Worten des Koncilii ein Glaubensbekenntniß ausgezogen. Der Pabst hat es vorgelegt. Alle Bischöfe haben es unterschrieben, und unterschreiben es noch täglich. Sie lassen es von allen geistlichen Orden unterschreiben. Dabey findet weder List noch Gewalt statt. Ein ieder hält es für eine Ehre, es zu unterschreiben. Und in dieser Unterschrift ist die des tridentinischen Koncilii enthalten. Das tridentinische Koncilium ist also von der ganzen Gesellschaft der Bischöfe, und der ganzen katholischen

lischen Kirche unterschrieben. Wenn wir nach allen diesem erst berathschlagen wollten, ob wir das Koncilium annehmen sollten, so hiesse das berathschlagen, ob wir die Kirche vor untrüglich halten sollten, und ob wir Christen wären.

Das tridentinische Koncilium würde also nicht allein gleich fest und gewiß seyn, sondern auch iede Handlung, welche auf diese Art von der ganzen Kirche unterschrieben wäre. Wie die Pelagianer von dem Pabst Zosimus verdammt wurden und alle Bischöfe sein Dekret unterschrieben hatten, beklagten sich die Ketzer, daß man die Unterschrift von iedem Bischofe erzwungen hätte; *de singularibus Episcopis subscriptio extorta est.* Man hörte sie aber nicht. Augustinus sagte ihnen, daß sie rechtmässig verdammt wären, und daß sie es nicht hintertreiben könnten. Die Akten, die ihre Verdammung enthielten, wurden hernach von dem allgemeinen Concilio zu Ephesus gelegentlich gebilligt, wie dasselbe wegen einer andern Sache zusammen gekommen war. Das Koncilium zu Oranien, das in der Antwort erwähnt wird, war nichts weniger, als allgemein. Es betraf die Kapitel, welche der Pabst geschickt hatte. Kaum waren zwölf oder dreyzehen Bischöfe versammelt. Weil es aber ohne Widerspruch ist angenommen worden, so verwirft man die Aussprüche desselben so wenig, als die des

nicäi=

nicäischen Koncilii. Denn es hängt alles von der Einwilligung ab. Der Verfasser der Antwort sieht es selbst als wahr ein, daß alles von der Gewisheit der Einwilligung abhänge. **Die Anzahl kommt nicht in Betrachtung,** sagte er, **wann die Einwilligung überall bekannt ist.** Auf dem nicäischen Koncilio waren wenig abendländische Bischöfe gegenwärtig, auf dem costnitzischen gar keiner. Auf dem zu Ephesus und dem chalcedonischen waren blos die Gesandten des Pabstes und so auch auf andern. Weil aber iedermann seine Einwilligung gab oder hernach gegeben hat, so sind diese Dekrete für die ganze Welt. Will man noch weiter zurück gehen, so findet man, daß **Paulus von Samosata** nur von einem besondern in Antiochien gehaltenen Koncilio verdammet worden ist. Allein, weil dieß Dekret an alle Bischöfe gerichtet und von ihnen angenommen ist, (denn darinn besteht die ganze Kraft und ohne diese Annehmung würde die Addresse nichts helfen,) so kann es nicht umgestossen werden. Was hat man für eine Versammlung zur Annehmung desselben zusammen berufen? Keine. Die allgemeine Einwilligung ist bekannt. **Alexander** von **Alexandrien** sagt mit Zustimmung der ganzen Kirche, daß **Paulus von Samosata** von allen Bischöfen verdammt worden sey, wenn sie es

gleich

gleich nicht selbst gethan haben, und eine solche Verdammung ist gültig und kann nicht hintertrieben werden.

Ich will nicht sagen, daß man sich nicht zuweilen *in corpore* versammlen könne oder dürfe, entweder um etwas zu entscheiden, oder um das schon entschiedene anzunehmen. Man kann und muß es auch zuweilen thun, entweder um die Annehmung der aus einander gesetzten Artikel zu erleichtern, oder um die Widersprechenden desto eher zum Stillschweigen zu bringen. Indessen ist dieß nicht nöthig, wenn die Annehmung überall bekannt ist, wie z. B. die des tridentinischen Koncilii; wann sie auch nur durch die Unterschrift bekannt wäre, die täglich und ohne Widerrede geschiehet.

Wozu also die Untersuchung, ob man in dem Glaubensbekenntniß, das man Heinrich dem Grossen zu Saint-Denys unterschreiben ließ, das tridentinische Koncilium ausdrücklich erwähnt habe, oder ob man aus Nachsicht zur Verhütung neuer Zänkereien und Chikanen für gut befunden, es unberührt zu lassen? Ich weiß es in der That nicht. Mir ist auch kein Mittel bekannt, davon gewiß zu werden, weil die Geschichtschreiber davon schweigen, und die Originalakten nicht mehr vorhanden sind. Allein, dieß ist auch ganz unnütz. Der von diesem

grossen

grossen König unterschriebene Aufsatz mag nun beschaffen gewesen seyn, wie er will, so bleibt doch ausgemacht, daß er den Glauben unterschrieben, den man in Rom sowohl als in Frankreich hatte. Denn Niemand zweifelte daran, daß er in allen Stücken übereinstimmend gewesen sey. Der Glaube hängt nicht von diesen Kleinigkeiten ab. Die Kirche kommt entweder damit überein oder nicht. Dieß kann keinem unbekannt seyn und davon hängt alles ab.

Man verweiset auch auf Basel und Costnitz, wo man die Stimmen nach den Nationen sammelte. Hier hatte keine Nation die Oberhand. Eine hielt der andern immer die Waage. Dieß ist ganz gut. Aber diese Einrichtung ist nicht nothwendig. Zu Ephesus waren zwey Hundert morgenländische Bischöfe gegen zwey oder drey abendländische; in dem chalcedonischen sogar sechs Hundert gegen zwey oder drey. Sagte man aber wohl, daß die griechischen die Oberhand gehabt hätten? Sind nun in dem tridentinischen die italiänischen in grösserer Anzahl gewesen, so haben sie deswegen eben so wenig die Oberhand über uns gehabt. Wir hatten alle einerley Glauben. Die Italiäner lasen keine andere Messe als wir. Sie hatten keinen andern Gottesdienst, keine andere Sakramen-

te,

te, keine andere Gebräuche, keine andere Kirchen, oder zu andern Opfern bestimmte Altäre. Die Schriftsteller, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert die eingeführten Meynungen wider die Neuerer vertheidigt haben, waren nicht mehr Italiäner, als Franzosen und Deutsche gewesen sind. Ein Theil der in Trident auseinander gesetzten Artikel und zwar die wesentlichsten Stücke waren schon in Costnitz bestimmt worden, wo die Nationen nach aller Geständniß gleich stark gewesen sind. Die noch streitigen Punkte kann man leicht wissen. Was einmüthig angenommen ist, hat den wahren Charakter des Glaubens. Denn wenn die Verheissung ihre Richtigkeit hat, so war das, was heute angenommen ist, schon gestern angenommen, und was gestern angenommen war, ist immer angenommen gewesen.

Das tridentinische Koncilium, sagt der Verfasser der Antwort, ist wegen seiner vielen Entscheidungen ein unüberwindliches Hinderniß der Wiedervereinigung geworden. Allein, im Gegentheil würde auch die Wiederrufung oder Aufhebung desselben das einzige Hinderniß seyn. Man mache einmal ein Mittel ausfindig, etwas zu bestätigen, wenn das von der ganzen katholischen Kirche angenommene und unterschriebene tridentinische Kon-

Koncilium in Zweifel gezogen wird. Aber ihr setzet voraus, wird man einwenden, daß ihr allein die allgemeine Kirche seyd. Dieß setzen wir zwar voraus, da wir es an andern Orten bewiesen haben. Allein, diese Voraussetzung ist hier zureichend, weil wir mit Personen zu thun haben, die sich mit uns vereinigen wollen, ohne uns zu verbinden, von unsern Grundsätzen abzugehen.

Mit diesem Grundsatz, wird man endlich sagen, wird man sich nie vereinigen können. Dies ist eben das ungereimte, daß man eine feste Vereinigung zu Stande bringen will, ohne einen festen Grundsatz auszumachen. Der einzige feste Grundsatz kann aber kein anderer seyn als der, daß die Kirche nicht irren könne; daß sie folglich nicht irrte, wie man sie in Glaubenssachen verbessern wollte. Sonst wäre es keine Verbesserung, sondern eine ganz neue Einrichtung gewesen. Auf diese Art wäre in den eignen Worten dieser Reformation ein offenbarer Widerspruch gewesen. Denn man müßte behaupten, daß die Kirche vorhanden sey, und daß sie nicht vorhanden sey. Sie war, weil man nicht sagen wollte, daß sie verschwunden wäre, und weil man es nicht sagen konnte, ohne die Verheissung zu zernichten. Sie war nicht, weil sie mit Irrthümern erfüllet war. Der Wi-

derspruch ist viel grösser, wenn man die Untrüglichkeit der Kirche zugiebt. Denn man muß zu gleicher Zeit behaupten, daß sie untrüglich sey, und daß sie irre und also die Untrüglichkeit mit dem Irrthum vereinigen.

Man antwortet zwar, daß man bey dem Punkt der Untrüglichkeit der Kirche nur über ein Faktum streitet, ob nemlich dieß Koncilium allgemein gewesen sey. Aber dieß Faktum ist mit einem Irrthum der ganzen Kirche verbunden, wenn die ganze Kirche das als eine Entscheidung eines allgemeinen Koncilii annimmt, was doch so falsch und so zweifelhaft ist, daß man es noch in einem neuen Koncilio überlegen muß.

Kurz, es ist an keine Vereinigung zu denken, wenn man behaupten will, daß die Entscheidungen des tridentinischen Koncilii in Glaubenssachen zweifelhaft bleiben können. Man muß also entweder zu Erklärungen zurückgehen, die man den Dekreten dieses und anderer allgemeinen Koncilien gemäß über die Zweifel der Protestanten geben kann, oder eine bessere Zeit und bessere Umstände von Seiten der Protestanten abwarten.

Von Seiten der Katholiken haben wir zwey Stücke vorgestellt, welche die Annehmung des tridentinischen Koncilii in Glaubens-

bensſachen auſſer Zweifel ſetzen. Erſtlich, weil es alle Katholiken als eine ausgemachte Sache anſehen. Wenn ein Katholik dem andern bey einem Streite einen Ausſpruch des tridentiniſchen Koncilii entgegengeſetzt, ſo antwortet der andere nie darauf, daß es nicht ſey angenommen worden. In dem Streit des Janſenius wirft man ihm z. B. vor, daß das tridentiniſche Koncilium, Seß. VI. Kap. XI. und Kanon XVIII. ſeiner Lehre wiederſpreche. Er giebt das Anſehen deſſelben zu und nimmt dieß für eine Glaubensregel an. Zweytens, iſt eine ausdrückliche Annehmung und Unterſchreibung des Koncilii vorhanden. Alle Biſchöfe und alle, die in Ehrenämtern ſtehen, nehmen das von Pius IV. eingerichtete Glaubensbekenntniß an, und unterſchreiben es. Dieß enthält einen Auszug der von jenem Koncilio entſchiedenen Sätze, und der Glaube des Koncilii iſt darinn ausdrücklich an zweyen Orten unterſchrieben. Kein Menſch widerruft es. Ein ieder unterzeichnet es. Es iſt alſo in Glaubensſachen einmüthig angenommen worden. Man kann dieß nicht für zweifelhaft halten, wenn gleich weder in Frankreich, noch an andern Orten ausdrückliche Nachrichten vorhanden ſind, die es beweiſen. Denn die Art und Weiſe, wie es beſtändig iſt ange-

nommen worden, ist von grösserem Nachdruck, als alle ausdrückliche Nachrichten.

Hernach aber stößt man sich auch — und mich dünkt sehr oft auf eine, vernünftigen Leuten, übel anstehende Art — an gewissen Andachtsübungen des Volks, die Aberglauben zu verrathen scheinen. Dieß schadet der Vereinigung nichts; weil iedermann der Meynung bleiben wird, daß dieser nur durch solche Dinge verhindert werden kann, die in einer Vereinigung zur Pflicht gemacht werden. Wenn man aber alle diese entweder zweydeutige oder abergläubische Gebräuche abschaffen will, so muß man sich in allen Fällen, anstatt das tridentinische Koncilium für zweifelhaft zu halten, vielmehr darauf berufen: Erstlich, weil es Grundsätze zur Einführung des wahren Gottesdienstes ohne Beymischung des Aberglaubens bestimmt hat, und zweytens, weil es den Bischöfen alle dazu nöthige Autorität gegeben hat.

In Ansehung der Verbesserung der Kirchenzucht dürfte man nur zu ihrer Vervollkommung auf dem Grund des tridentinischen Koncilii bauen, und noch das hinzufügen, was die Zeitumstände dieser heiligen Versammlung vielleicht nicht erlaubt haben *).

Erzie-

*) Leibnitz hat dieß wieder beantwortet, aber fast nichts weiter gethan, als das schon vorher behauptete kürzlich wiederholt.

Erziehung.

Von der Erziehung der Jugend.

Th. 6. Seite 65. *Epist. ad Placcium.*

Ich schätze und lobe Ihren Eifer für das allgemeine Wohl überaus. (Er schreibt an den Placcius.) Ich sage es frey heraus, daß ich in diesem Punkte Niemanden etwas nachgebe. Ich glaube auch nicht, daß iemand über diese Materie mehr nachgedacht hat, als ich. Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Gedanken ich über diesen einzigen Gegenstand in meine Schreibetafel eingetragen habe. Ich überschicke Ihnen eine kleine französische Schrift, die ich ehedem zum Besten eines verdienstvollen Engländers in Eil aufgesetzt habe. Sie sowohl als der berühmte Weigel können von meiner Seite auf die vollkommenste und eifrigste Geneigtheit, Ihre Absichten zu befördern, Rechnung machen. Dieß war Ihnen beyden wahrscheinlicher Weise unbekannt. Allein dieienigen, die mich blos aus meinen gedruckten Schriften kennen, kennen mich noch nicht.

Ich habe beständig so gedacht, wie Sie, daß man das menschliche Geschlecht verbessern würde, wenn man die Erziehung der Jugend verbesserte. Diesen Zweck wird man aber nur mit Hülfe solcher Männer erreichen können, die ausser den guten Willen und Einsichten auch Ansehen besitzen. Die Jesuiten könnten in der That viel ausrichten, da die Erziehung junger Leute zum Theil der Hauptgegenstand ihres Ordens ist. Wenn man aber nach der jetzigen Erfahrung urtheilen soll, so hat der Erfolg der Erwartung noch lange nicht entsprochen. Hierinn denke ich ganz verschieden vom Baco. Dieser verwies, wie er von einer bessern Erziehung redete, auf die Jesuiterschulen *). Diejenigen, die unter uns dasselbe unternehmen, haben nicht dieselbe Unter-

*) Leibnitz und Placcius dachten an folgende Stellen in Baco's Traktat: *De augmentis scientiarum; quae nobilissima pars priscae disciplinae (scilicet educationis) reuocata est aliquatenus quasi postliminio in Iesuitarum Collegiis, quorum cum intueor industriam solertiamque tam in doctrina excolenda quam in moribus informandis, illud occurrit Agesilai de Pharnabazo, talis cum sis, vtinam noster esses. Lib. prim. de augm. scient.*

Ad

Unterstützung. Ihre Arbeit wird nur mit Verachtung bezahlt. Wenn gleich für die Frömmigkeit und Religion nichts wichtiger ist, so werden sie doch von der Frömmigkeit und Religion weder unterstützet noch geachtet — — In den iezigen Zeitumständen wäre das vornehmste, daß wir geschickte Männer aufsuchten, die geneigt wären, gemeinschaftlich an diesem Werke zu arbeiten. Man müßte aber dabey so gute Maasregeln nehmen, daß alles glücklich von statten gienge. Sonst würden sehr grosse Unbequemlichkeiten daraus entstehen. Denn mit fehlgeschlagenen Unternehmungen hat es die Bewandtniß, daß sie, wenn sie gleich sehr vortheilhaft sind, wenn der schlechte Fortgang gleich blos einem Fehler oder Unglück ihrer Urheber zugeschrieben werden mußte, in den Gedanken der Menschen verworfen werden und hernach wagt es Niemand, sie zu wiederholen. Dieß ist ein Unglück, das die traurigsten Folgen hat. Indessen entdecke ich

 mich

Ad paedagogicam quod attinet breviſſimum foret dictu: Conſule ſcholas Ieſuitarum. Nihil enim quod in vſum venit his melius. Nos tamen pauca more noſtro monebimus, tanquam ſpicas legentes. Lib. 8. de augm. Sc. C. 4.

mich Ihnen nur so freymüthig. Denn ich weiß von der einen Seite, daß es Professores giebt, die für kluge Männer gehalten werden wollen, und die über alle vorgeschlagene vortheilhafte Neuerungen spotten, wenn sie nicht dabey ihre Einkünfte vermehrt sehen. Ich bin zugleich überzeugt, daß das untrüglichste Mittel, die fürtreflichsten Proiekte zu zernichten, ist, wenn man sie öffentlich bekannt macht und vor der Zeit ausführet.

Wie man sich Fertigkeiten erwerben kann *).

Th. 4. Abschn. 3. S. 170. *Methodi nouae discendae docendaeque Iurisprudentiae.*

Eine Fertigkeit ist eine erworbene und fortdaurende Leichtigkeit zu handeln. Ihre beyden Ursachen sind die Menge und die Stärke der Handlungen. Die Schriftsteller führen die letzte nicht an. Aber die erste ist sehr bekannt. Es ist sogar zum Sprichwort

*) Diese Gedanken sind aus der Vorrede des angeführten Werks genommen. Leibnitz verfertigte es in seinem ein und zwanzigsten Jahre, ohne Hülfe eines andern Buchs, und mitten in dem Geräusch eines Wirthshauses.

wort geworden: Daß die Fertigkeit aus der Wiederholung der Handlungen entstehe. Die Kraft dieser Wiederholung wird durch den bekannten Satz bestätigt:

Adde parum paruo, magnum cumulabis aceruum.

Ovidius sagt auch:

Gutta cauat lapidem. consumitur annulus vsu,
Et teritur pressa vomer aduncus humo.

Die Schildkröte beym Aesopus, die eher als der Adler kam, erinnert uns an eben diese Wahrheit. Daher pflegen die Menschen das theilweise an sich zu ziehen, was sie nicht bekommen können, wenn sie es auf einmal haben wollen. Wir spalten den Marmor mit einer Säge. Wir tragen Berge mit Körben ab. Wir leeren die Seen mit Eimern aus. In der Arithmetik bringen wir ungeheure Summen dadurch heraus, daß wir sie theilweise ausrechnen, und die Geometers messen die größten Felder dadurch aus, daß sie dieselben in Triangel theilen.

Aus eben diesem Grundsatze ist die Nothwendigkeit der Wiederholungen hergeleitet worden, die hauptsächlich auf die Fortdauer, den wesentlichen und letzten Theil der

Fertigkeit, ihren Einfluß haben. — — Darum hatten ohne Zweifel die Pythagoräer die Maxime, daß Niemand einschlafen sollte, ohne sich vorher aller Handlungen des verflossenen Tages erinnert zu haben. Die Wiederholung ist in den Schulen weislich eingeführt. Wenn man sie aber, wie gemeiniglich zu geschehen pflegt, bis an das Ende des Jahres aufschiebt, so hat sie den Nutzen nicht mehr. Man sollte also des Abends an alles, was man den Tag über gelernt hat, am Ende der Woche an alles, was man an iedem Tage gelernt, am Ende des Monats an alles, was man in ieder Woche und am Ende des Jahres an alles was man ieden Monat gelernt hat, wieder denken und bey ieder Erinnerung besonders bey dem stehen bleiben, was vorzüglich merkwürdig war. Eine fürtrefliche Methode, die meines Wissens noch Niemand beobachtet hat!

Nach eben diesen Grundsätzen erfand ein grosser Gelehrter, Wilhelm **Schikard**, die bewundernswürdige Methode, das Hebräische zu erlernen, die er in seinem *Horologio hebraico* vorträgt. Er fieng an, zwölf Schüler auf einmal zu unterrichten, und theilte die Grammatik unter ihnen so, daß einige zu ihrem Theil die Regeln der Nominum, andere die Regeln der Pronominum, diese einen

einen Theil des Syntax und jene etwas anders bekamen. Er vertheilte auch sein kleines Wörterbuch unter ihnen, und wies jedem verschiedene Buchstaben an, die er vornehmen mußte. Hieraus kam denn, daß wenn einer von ihnen seine Lektion hersagte, die andern einige Aufmerksamkeit darauf richteten, und ganz spielend eben den Theil lerneten. Es würde gut seyn, wenn man eben diese Methode in den Schulen einführte, und, anstatt, daß man allen einerley Lektion aufgäbe, lieber jedem einen verschiedenen Theil gäbe. Waren sie nun alle beysammen, und jeder sagte seine Lektion auf, so würde daraus eine Harmonie und ein Ganzes entstehen, das für alle sehr vortheilhaft wäre.

Die Menge der Handlungen, die wir eben erwähnt haben, ist nicht der einzige Grund der Fertigkeit. Wir haben gesagt, daß ihre Intensität oder Stärke der zweyte sey. Denn eine einzige besondere Handlung macht oft einen tiefern und dauerhaftern Eindruck, als gewisse andere oft wiederholte Handlungen. Auf diese Art erinnern wir uns oft leicht einer besondern Begebenheit, eines Vergnügens, das uns unerwartet war, einer Handlung, die in unserm Leben Epoche macht, die uns z. B. entweder Ehre erwerben oder in Verwirrung setzen wird — —

In-

Indessen ist es sehr gut, wenn man sich bemühet Fertigkeiten zu erlangen, die Wiederholung und Grösse der Handlungen, die uns zu denselben führen, klüglich zu gebrauchen. Es gelingt uns völlig, wenn wir mit den niedrigsten Graden anfangen und die Handlung bis zu den höchsten fortgehet. Man sagt, daß Milo von Crotona ein ähnliches Mittel gebraucht, und dadurch seine ausserordentliche Stärke erlangt habe. Er trug täglich einmal ein Kalb bis an einen gewissen Ort. Die Schwere dieses Kalbes nahm unmerklich zu. Aber die Stärke des Milo nahm auch in eben dem Verhältnisse zu, daß er endlich in den olympischen Spielen vor den Augen ganz Griechenlands, einen grossen Ochsen auf seinen Schultern herum trug. Auf diese Art könnte man auch die Kunst zu trinken lernen. Man dürfte nur alle Woche die Portion des Getränks vermehren und grössere Gläser gebrauchen. So dachte allem Anschein nach der Franzose, der in dem Bade zu Sulzbach war, und der, wie er sagte, daß die Deutschen alle Tage eine grössere Quantität Wasser zu trinken pflegten und die Dosis von Tag zu Tag vermehrten, glaubte, daß hier eine Trinkschule wäre, und daß die Deutschen an dem Wasser lernten, was sie hernach an dem Wein ausüben wollten. Lernen nicht auch die Kinder, wenn sie erst einzelne Buch-

staben

staben und hernach Sylben aussprechen, ganze Wörter lesen? und in der Arithmetik steigen die Zahlen in zehnfacher Grösse, ie weiter sie zur linken Hand stehen. Eben dieß Verfahren kann sehr vortheilhaft seyn, wenn man eine Rede von Wort zu Wort auswendig lernen will. Man darf nur zuerst das erste Glied einer Periode hernach das erste und zweyte und dann das erste zweyte und dritte u. s. w. hersagen. Diese Art der Wiederholung wird in einigen allgemeinen bekannten Spielen beobachtet. Und man muß sich wundern, wie leicht man durch Hülfe derselben dem Gedächtniß eine ganze Rede einprägen kann. Ernsthafte Leser werden es mir vergeben, wenn ich Exempel gebrauche, die von Spielen hergenommen sind, weil die Menschen gewiß in Kleinigkeiten sinnreicher gewesen sind, als in ernsthaften Sachen.

Plan des Studirens.

B. 4. Th. 3. S. 178. *Methodi novae discendae docendaeque iurisprudentiae.*

Das erste, was man einem Kinde lehren muß, ist die Sprache. Man mache es so, daß es die lateinische Sprache durch die Uebung eben sobald und zugleich mit der Landessprache lerne: doch aber verhüte man schlech-

schlechterdings, daß es sich nicht bey den Namen der Pflanzen, Thiere, mit einem Worte, bey den lateinischen Wörtern, die nur selten vorkommen, zu lange aufhalte. Um zu diesem Endzweck zu gelangen, ist es genug, wenn das Kind einen Theil des Tages, z. B. des Morgens, mit seinem Lehrer und Mitschülern zubringt, die sich immer bemühen in seiner Gegenwart lateinisch zu reden; den andern Theil des Tages bringt es in dem Umgange mit seiner Mutter und den übrigen Frauenspersonen des Hauses in der Sprache des Landes zu. Auf diese Art lehrte Alberikus Gentilis seinem Sohn, da er noch so zu sagen in der Wiege lag, drey Sprachen auf einmal. Alberikus redete mit ihm lateinisch, seine Frau französisch, und die Bedienten englisch, welches seine Muttersprache war. Man muß auch bey den Kindern frühzeitig darauf sehen, daß man ihre Stellungen bilde, und ihnen gute Lebensart beybringe; wenn man aber dafür sorgt, daß sie gewöhnlich gesittete und gut erzogene Personen sehen; so werden sie sich natürlicher Weise nach diesen Mustern bilden. Man muß sichs auch angelegen seyn lassen, ihnen die ersten Begriffe von der allgemeinen Geschichte, von der heiligen Geschichte ins besondere und von dem gegenwärtigen Weltzustande zu geben. Wenn ein Kind das sechste Jahr erreicht hat; so

so schicke man es in eine öffentliche Schule. Hier erweitern sich die Kenntnisse, und Freundschaften werden gestiftet, welche das ganze Leben hindurch fortdauern. Es gehe wenig mit seinen Eltern um: dadurch wird es in die Nothwendigkeit versetzt, bey sich selbst seine Hülfe und Zuflucht zu nehmen. Es lerne Musik, tanzen, fechten; kurz, es arbeite, um sich in allen Uebungen und Künsten, die entweder nothwendig sind, oder zum Vergnügen dienen, geschickt zu machen, und überhaupt gewöhne es sich an, gut und rein seine Muttersprache zu reden. Es wäre auch nützlich, wenn es nun eine mehr detaillirte Kenntniß der alten Geschichte erhielte, und mit vieler Applikation alle Theile der Mathematik studirte, ich meyne, die Arithmetik, Geometrie, Optik, Statik und Astronomie. Aus der Physik merke es sich bloß die Namen der Pflanzen, Mineralien, Bäume, Thiere, und der mechanischen Instrumente. — . —

Ausarbeitungen müssen auch einen Platz in der Ordnung seiner Beschäftigungen haben; und es muß sich nicht nur im Schreiben, sondern auch im Reden üben, oft reden, ohne sich darauf vorbereitet zu haben: dieß wird die Zeit seyn, ihm die Kunst zu entwickeln, vernünftig zu reden, etwas auswendig

zu lernen, und mit Hülfe der willkührlichen Verbindung etwas zu erfinden.

Vom zwölften bis zum achtzehnten Jahre behandle man einen Knaben mit Achtung und Vertrauen, und anstatt der Lehrer, die ihn befehlen, gebe man ihm Freunde, die ihn führen. Man zeige ihm die Geheimnisse der Natur und der Kunst, welche die vornehmsten Gründe der mechanischen Künste sind, damit er zum wenigsten die Materie derselben, ihre Werkzeuge, Hauptregeln und ihren Werth kenne.

Es ist auch nöthig, daß er einige Kenntniß von allen Theilen des Handels habe, um die Eigenschaften der Waaren, ihren Werth und die Oerter, woher sie kommen, zu kennen. Hernach lerne er die ersten Grundsätze von der Medicin, Anatomie, die Art die Medikamente zu präpariren, welche die Apothekerkunst und Chymie darbieten. Denn es wäre sehr zu wünschen, wenn ieder Mensch etwas von der Medicin, Theologie und Jurisprudenz verstände, das heißt, daß er vollkommen die Anfangsgründe dieser Wissenschaften kennte, und daß er zum wenigsten die Theologie und Jurisprudenz inne hätte.

Sehr heilsam wäre es auch, daß der junge Mensch die Gesetze seiner Republik, seines

seines Königreichs, und sogar zum Theil die Gesetze anderer Staaten kennete. Er würde mit viel mehr Nutzen reisen. Es ist gut, wenn er französisch und italiänisch lernt, und, um die heilige Schrift zu verstehen, griechisch und hebräisch. Diese beyden Sprachen sind hinreichend, um ihn das alte und neue Testament verstehen zu lehren. Hernach muß er sich bemühen öffentlich aufzutreten und entweder Stücke aus dem Gebieth der Beredsamkeit vortragen, oder Rollen aus einer Komödie deklamiren. Denn Grotius hat sehr wohl bemerkt, daß sich die Redekunst in der natürlichen Ordnung des Studirens nur zeige, wenn man mit den meisten Wissenschaften bekannt geworden ist. Uebrigens muß er diese rhetorische Uebungen nicht bloß in lateinischer sondern auch in seiner Muttersprache anstellen. Ueberhaupt bemühe er sich, alle seine Talente auf die Theile der Gelehrsamkeit, welche mit dem Fache, auf das er sich legen will, verbunden sind, und womit er sich einmal hauptsächlich beschäftigen will, zu wenden. Man muß ihm auch den sehr weisen Rath geben, sich Bücherkenntniß zu erwerben; man kann nicht genugsam sagen, wie viel Vergnügen und Nutzen dieß ihm verschaft! Er muß ferner nicht blos auf einem Gymnasio bleiben, sondern sich auch auf einer Akademie, oder in einer Hauptstadt eines

Reichs, oder vielmehr an einem berühmten Orte aufhalten, wo man mit den Grossen bekannt wird, dieß ist heutiges Tages das einzige Mittel, sein Glück zu machen. Denn man sieht oft, daß man, um einen wichtigen Posten zu besetzen, sich zu den Akademien wendet, um Subiekte ausfindig zu machen. Doch ehemals war der Gebrauch an die Akademie zu schreiben, und nach den Namen der iungen Leute von Talenten zu fragen. Heutiges Tages muß man, um fortzukommen, andere Quellen haben. Man sieht also, wie unschicklich es ist, Akademien an kleine und wenig gekannte Oerter zu verlegen.

Die ganze übrige Zeit vom achtzehnten oder zwanzigsten Jahre eines iungen Menschen, dessen Verstand spät reif geworden ist, bis er einen Posten bekleidet, muß er auf Reisen zubringen, wobey er besondere Sorge tragen muß, seine Gesundheit nicht zu verderben; und in dieser Absicht muß man ihm ein Buch empfehlen, welches einen Arzt zu Augsburg, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann, zum Verfasser, und folgenden Titel hat: *de medicina peregrinantium*. Seine fürnemste Sorge muß diese seyn, alle Vortheile, welche man bey den verschiedenen Völkern, in Beziehung auf ihre Nahrung, Getränke, Kleidung, Häuser, Ackerbau und

Künste findet, zu bemerken und schriftlich aufzusetzen. Er muß auch die Gesetze und Gebräuche beobachten; Bekanntschaft mit den Grossen machen, zu denen gewöhnlicher Weise die Fremden mehr Zugang als die Einheimischen haben, überhaupt aber suche er Bekanntschaft mit den Sekretairs und Staatsministern. Wenn er eine merkwürdige Geschichte erzählen hört, oder ein besonderes Phönomen der Natur und Kunst; so muß er es merken. Auf diese Art erfüllt man den Hauptgegenstand der Reisen, welche nicht nur den Handel, sondern auch selbst die Künste aus einem Lande in das andere überbringt: überall aber darf er, wenn sich ein Volk in gewissen Manufakturen hervorthut, nichts vorbey lassen, um die Geheimnisse zu entdecken, und das Mechanische derselben auszuforschen.

Dieß ist der Plan, den ich über das Studiren überhaupt entworfen habe.

Ein Fehler, den man in den Schulen begehet.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 387.

Die jungen Leute, welche an den akademischen Uebungen gewöhnt sind, wo man

sich mit dem Ueben zu viel beschäftigt, und aus der Uebung nicht den grossen Nutzen, den es haben muß, nemlich die Erkenntniß, schöpfet, haben Mühe, es sich, wenn sie in die grosse Welt treten, wieder abzugewöhnen. Eine von ihren Chikanen ist, daß sie sich der Wahrheit nicht ergeben wollen, als wenn man sie ihnen ganz handgreiflich vorgestellt hat, ob sie gleich die Aufrichtigkeit und Höflichkeit verpflichten sollte, diese Extremitäten nicht erwarten zu lassen. Denn sie werden dadurch verdrüßlich gemacht, und erwecken eine üble Meynung von sich. Man muß gestehen, daß dieß ein Fehler ist, den die Gelehrten oft an sich haben. Indessen besteht der Fehler nicht darinn, daß man die Wahrheiten auf Maximen zurück bringen will, sondern daß man es zur Unzeit und ohne Noth thun will; denn der menschliche Geist übersieht vieles auf einmal, und das hiesse ihn martern, wenn man ihn nöthigen wollte, sich bey iedem Schritte, den er thäte, aufzuhalten. Dieß ist eben so, als wenn man (indem man mit einem Kaufmann oder einem Wirthe Rechnung macht) ihn verpflichten wollte, überall mit den Fingern zu zählen, um sicherer zu gehen. Wollte man dieß fodern; so müßte man entweder einfältig oder eigensinnig seyn. Man findet in der That oft, daß Petron Recht gehabt hat zu

sagen:

sagen: *adolescentes in scholis stultissimos fieri*, daß die Jugend in den Schulen dumm, und sogar oftmals im Gehirn verrückt werde, und zwar an den Orten, welche die Schulen der Weisheit seyn sollten: *Corruptio optimi pessima.* Aber noch öfter werden die jungen Leute eitel, unruhige Köpfe, unordentlich, eigensinnig, kränklich, und dieß hängt oft von ihren Lehrern ab, die sie haben.

Oeffentliche Schulen der Handwerker.

Th. 6. S. 316. *Leibnitziana.*

Man sollte öffentliche Schulen der Handwerker anlegen, und nicht zugeben, daß die Kinder eine Reihe von Jahren unter besondern Meistern zubrächten, die sie nicht anders als durch Schläge unterrichten. Der Vortheil, den man von dieser Stiftung hätte, liegt in den Jahren, binnen welcher die jungen Leute ihre Profession eher erlernen und dem Staate nützen könnten.

Von der Logik.

Geschichte der Demonstrationen bey den Alten, und zwar ausser der Mathematik.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 325.

Man hat sehr beträchtliche Beyspiele von Demonstrationen ausser der Mathematik, und man kann sagen, daß Aristoteles einige davon in seiner Analytik gegeben habe. Die Logik ist in der That der Demonstrationen eben so fähig als die Geometrie; und man kann sagen, daß die Logik der Geometers, oder die Art zu schliessen, welche Euclides erklärt und festgesetzt hat, wenn er von Sätzen redet, eine Ausdehnung oder besondere Erhebung der allgemeinen Logik sey. Archimedes ist der erste, von dem wir Schriften haben, der die Kunst zu beweisen, bey einer Gelegenheit, wo er sich in die Physik einließ, gebraucht hat, wie er es in seinem Buche *de Equilibrio* zeigt. Ferner kann man sagen, daß die Juristen viele gute Demonstrationen (besonders die alten römischen Juristen) haben, wovon uns noch Fragmente in den Pandekten aufbehalten sind. Ich bin ganz der Meynung des Laurentius Valla, der diese Verfasser nicht genug bewundern kann, hauptsächlich weil sie auf eine so passende und deutliche Art reden, weil sie in der That auf eine Art urtheilen, welche sich einer Demonstration sehr nähert und zuweilen ganz Demonstration ist. Auch weiß ich keine Wissenschaft, ausser der Rechtsgelehrtheit und der Kriegswissenschaft, wo die Römer etwas beträchtliches zu dem, was sie von den Griechen bekom-

bekommen, hinzugefügt hätten: *Tu regere imperio populos, Romane, memento: Haec tibi erunt artes, pacique imponere morem, Parcere subiectis, & debellare superbos.*

Diese precise Art sich auszudrücken, hat verursacht, daß alle Lehrer der Pandekten, obgleich oft einige von den Zeiten der andern entfernt waren, nur ein einziger Schriftsteller zu seyn scheinen; und man hat Mühe sie von einander zu unterscheiden, wenn der Name der Schriftsteller nicht angemerkt ist. Eben so würde man Mühe haben den Euclides, Archimedes und Apollonius zu unterscheiden, wenn man ihre Demonstrationen über die Materien liest, worüber der eine sowohl, als der andere geschrieben hat. Man muß gestehen, daß die Griechen mit aller nur möglichen Richtigkeit in der Mathematik geurtheilt, und dem menschlichen Geschlecht ein Muster der Demonstrirkunst hinterlassen haben: denn wenn die Babylonier und Aegyptier eine etwas mehr als empyrische Geometrie gehabt haben; so ist zum wenigsten doch nichts davon übrig. Aber es ist zu bewundern, daß eben diese Griechen anfänglich so sehr davon abgewichen sind, sobald sie sich ein wenig von den Zahlen und Figuren entfernten, um die Philosophie zu erlernen. Denn es ist befremdend, daß man gar keine Demon-

stration beym Plato und Aristoteles (ausgenommen seine Analytik) und bey allen übrigen alten Philosophen findet. Proclus war ein guter Geometer; aber es scheint, als sey er ein anderer Mann, wenn er von der Philosophie redet. Dieß macht, daß es viel leichter war in der Mathematik demonstrativisch zu seyn, weil die Erfahrung dabey allezeit das Urtheil bestätigt, welches auch bey den Figuren der Syllogismen Statt findet. Aber in der Metaphysik und Moral findet diese Parallele der Vernunftgründe und der Erfahrungen nicht mehr statt; und in der Physik erfodern die Erfahrungen Mühe und Kosten.

Verfahren bey der Demonstration.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 324.

Unsre Wissenschaft, auch die aller demonstrativischte, muß sehr oft durch eine lange Kette von Schlüssen erlangt werden, und das Andenken an eine vorhergegangene Demonstration verdrängen, die man nicht mehr deutlich einsieht, wenn die Konklusion gemacht ist; sonst müßte man allezeit ein und eben dieselbe Demonstration wiederholen; und so lange diese dauert, würde man sie nicht ganz auf einmal verstehen können; denn alle Theile der-

derselben würden sich nicht zu eben der Zeit dem Geiste darstellen; also würde man (indem man sich immer den vorhergehenden Theil vor Augen stellt) nie bis zu den äussersten Satz kommen, welcher die Konklusion ausmachte. Daher kommt es auch, daß man ohne das Aufschreiben die Wissenschaften schwerlich festsetzen würde, weil man sich auf das Gedächtniß nicht sicher verlassen kann. Aber wenn man eine lange Demonstration schriftlich aufgesetzt, wie z. B. die des Apollonius sind, und ihre Theile wieder durchgedacht hat, als wenn man eine Kette Ring auf Ring untersuchte; so kann der Mensch von seinen Urtheilen und Schlüssen gewiß werden: dazu dienen noch die Beweise; und der Erfolg rechtfertigt endlich alles. Indessen siehet man hieraus, daß aller Glaube, der in der Erinnerung besteht, daß wir die Beweise oder Gründe einmal eingesehen haben, nicht in unsrer Gewalt, noch auch in unserm freyen Willen sey, etwas zu glauben oder nicht zu glauben, weil das Gedächtniß nicht von unserm Willen abhängt.

Verschiedene Stufen von Wahrscheinlichkeit in der Jurisprudenz und Mathematik.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand.
S. 432.

Die Juristen haben, wenn sie von Beweisen, Vermuthungen, Muthmassungen und Merkmalen handeln, viel gute Sachen gesagt und umständlich erzählt. Sie fangen dabey an, daß etwas stadtkundig ist, und hier hat man gar keine Beweise nöthig. Hernach kommen sie auf vollständige Beweise, oder solche, die dafür gelten, worauf man wenigstens in bürgerlichen Sachen einen Ausspruch thut, worinn man aber an einigen Orten in Kriminalsachen vorsichtiger ist; und man hat hier nicht Unrecht, wenn man nach den **völligen Beweisen** fragt, und überhaupt nach dem, was man *corpus delicti* nennt, nach der Natur des Faktums. Es giebt also **mehr als vollständige** Beweise, und auch gewöhnliche **vollständige** Beweise. Es giebt ferner **Vermuthungen**, welche vorläufig für hinlängliche Beweise gelten, das heißt, so lange das Gegentheil noch nicht bewiesen ist. Man hat auch **mehr als halbvollständige** Beweise, (um eigentlich zu reden) wo man demjenigen, der sich darauf gründet, erlaubt, zu schwören, um sie vollständig zu machen; dieß ist (*iuramentum suppletorium.*) Es giebt noch andere **weniger als halbvollständige**, wo man im Gegentheil demjenigen den Eid deferirt,

der

der das Faktum leugnet, damit er sich reinige; dieß ist (*iuramentum purgationis.*) Ausserdem giebt es noch eine Menge Vermuthungen und Merkmale. Besonders giebt es in Kriminellsachen Merkmale (*ad torturam*) die zur Tortur hinreichend sind. Es giebt Merkmale, (*ad terrendum*) welche hinreichend sind, daß die Instrumente der Tortur und die Zubereitungen gezeigt werden können, als wenn man ihn darauf bringen wollte. Es giebt einige (*ad capturam*) um von einem verdächtigen Menschen etwas gewissers herauszubringen; und (*ad inquirendum*) um sich ohne vielen Lärm und unter der Hand darnach zu erkundigen. Und diese Verschiedenheiten können noch in andern ähnlichen Fällen gut seyn. Die ganze Einrichtung des Verfahrens vor Gericht, ist in der That nichts anders als eine Art von Logik, die auf die gerichtliche Untersuchungen angewendet wird. Die Aerzte haben noch eine Menge von Graden und Verschiedenheiten, von Zeichen und Anzeigen, die man bey ihnen sehen kann.

Die Mathematiker unserer Zeiten haben angefangen das Glück bey Gelegenheit der Spiele zu schätzen. Der Ritter von **Mere**, dessen Werke gedruckt sind, ein Mann von scharfem Verstande, der zugleich Spieler und

Phi-

Philosoph war, gab dazu Gelegenheit, indem er Fragen über die Partien machte, um zu wissen, wie das Spiel stehen würde, wenn es in diesem oder jenem Zustande unterbrochen würde. Hierdurch bewegte er seinen Freund Herrn Pascal, dieses ein wenig zu untersuchen. Die Frage wurde bekannt, und gab dem Herrn Huygens Gelegenheit, seine Abhandlung *de Alea* zu schreiben. Andere gelehrte Männer vereinigten sich mit ihnen. Man setzte einige Grundsätze fest, deren sich auch Herr von Wit in seiner kleinen Abhandlung, die in holländischer Sprache gedruckt ist, über die Einkünfte auf Lebenszeit, bediente. Der Grund, auf den man gebauet hat, kommt auf die Prostrapherese zurück, das heißt, unter zwey gleich annehmbaren Suppositionen einen arithmetischen Mittelweg zu nehmen; unsre Bauern haben sich vor einiger Zeit, nach ihrer natürlichen Mathematik dieß zu Nutze gemacht. Wenn, z. B. eine Erbschaft oder Landguth verkauft werden soll, so machen sie drey Truppen, die die Sache taxiren müssen; und jede Truppe schätzt das Vermögen. Gesetzt, die eine schätzt den Werth auf 1000. Rthlr., die andere auf 1400, die dritte auf 1500; man nimmt alle drey Summen zusammen, welche 3900. ist; und weil drey Truppen gewesen sind; so nehme man den dritten Theil davon,

davon, welcher 1300. ist, für den Werth: oder, welches einerley ist, man nehme die Summe der drey Theile von ieder Schätzung. Dieß ist das Axioma *aequalibus aequalia*: Bey gleichen Voraussetzungen muß man auch gleiche Ursachen haben. Allein, wenn die Voraussetzungen ungleich sind; so vergleiche man sie untereinander. Gesetzt, z. B. daß von zweyen einer gewinnen sollte, wenn der eine sieben Punkte hat, und der andere neune; so frägt man was für eine Proportion von Wahrscheinlichkeit findet sich unter ihnen in Ansehung des Gewinnes? Ich sage, daß der letzte nicht mehr als zwey Punkte von Wahrscheinlichkeit vor dem ersten voraus hat. Denn der erste kann sieben auf dreyerley Art mit zwey von diesen machen, nemlich durch 1. und 6. oder 2. und 5. oder 3. und 4; und der andere kann 9. nur auf zweyerley Art machen, indem er 3. und 6. oder 4. und 5. zusammensetzt; und alle diese Arten sind gleich möglich. Die Wahrscheinlichkeiten also, welche, wie die Zahlen den Möglichkeiten gleich sind, werden seyn, wie 3. zu 2, oder wie 1. zu 2. Drittel.

Ich habe es mehr als einmal gesagt, daß man eine neue Art von Logik haben müßte, welche die Grade der Wahrscheinlichkeit abhandelte, weil Aristoteles in seiner Topik nichts weni-

weniger als dieß gethan, und sich damit begnügt hat, gewisse faßliche Regeln nach den Gemeinörtern eingetheilt zu geben, und in einige Ordnung zu bringen; diese können bey Gelegenheit genutzt werden, wenn man die Rede ausdehnen und ihr einige Wahrscheinlichkeit geben will, ohne daß man sich dabey zu bemühen braucht, das Gewicht anzugeben, das nöthig wäre, wenn man die Wahrscheinlichkeiten abwägen und ein richtiges Urtheil darüber fällen wollte. Es wäre gut, wenn derienige, der diese Materie abhandeln wollte, die Untersuchung der Hazardspiele verfolgte; und überhaupt wünschte ich, daß ein geschickter Mathematiker ein weitläuftiges, umständliches und gründliches Werk über alle Arten der Spiele verfertigte: dieß würde von einem grossen Nutzen seyn, um die Erfindungskunst zu vervollkommen, weil der menschliche Verstand sich mehr bey den Spielen hervorthut, als bey ernsthaften Materien.

Von der Disputirkunst.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 383.

Die philosophischen Schulen würden ohne Zweifel besser thun, wenn sie die Praxis mit der

der Theorie vereinigten, wie die Aerzte, Chymiker und Mathematiker, und wenn sie demjenigen einen Preis gäben, welcher es am besten gemacht hätte, besonders aber müßte ihn in der Moral dieser eher haben, als der, der das Beste darüber gesagt hätte. Indessen, — da es Materien giebt, wo eine Unterredung eben sowohl und oft allein ein Kennzeichen ist, woraus man die Geschicklichkeit eines Menschen sehen kann, als in den metaphysischen Materien — hat man in gewisser Absicht Ursache gehabt, von der Geschicklichkeit eines Volks aus dem Erfolg zu urtheilen, den die Zusammenkünfte gehabt haben. Man weiß, daß die Protestanten beym Anfange der Reformation ihre Gegner eingeladen haben, zu einer Unterredung und einem Dispüt zu kommen, und das Publikum hat oft von dem glücklichen Ausgang dieser Dispüten auf die Reform geschlossen. Man weiß auch, wie viel die Kunst zu reden, Licht und Nachdruck über die Gründe zu verbreiten, und wenn man sich so ausdrücken darf, die Kunst zu disputiren in einem Staats- und Kriegsrath, in einer Gerichtsstube, in einer Berathschlagung der Aerzte, und so gar im Umgange vermag. Und man ist verbunden, zu diesem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, und sich bey diesen Vorfällen statt der Fakta mit Worten zu begnügen, auch des-

deswegen, weil es auf eine Begebenheit oder zukünftiges Faktum ankommt, wobey man die Wahrheit durch die Würkung zu spät erfahren würde. Die Kunst zu disputiren, oder durch Gründe zu streiten, (worunter ich auch die Anführung der Autorität und der Exempel mit verstehe) ist also von sehr grossen und wichtigen Nutzen; aber zum Unglück ist sie in üblen Zustande, und dieß ist auch die Ursache, warum man sich derselben gar nicht bedient, oder doch falsch schließt. Ich bin deswegen mehr als einmal Willens gewesen, über die Unterredungen der Theologen, von welchen man uns Nachrichten gegeben hat, Anmerkungen zu machen, um die Fehler, welche man darinn findet; und die Mittel anzumerken, wodurch man denselben abhelfen könnte. In den Berathschlagungen über die wichtige Angelegenheiten haben, wenn diejenigen, welche die meiste Macht haben, nicht gesunden Verstand genug besitzen, das Ansehen und die Beredsamkeit immer die Oberhand, wenn sie wider die Wahrheit gerichtet sind. Mit einem Worte, die Kunst sich zu unterreden und zu disputiren müßte ganz umgeschmolzen werden. Der Vortheil, den derjenige hat, welcher zuletzt redet, findet fast allein im freyen Umgange Statt; denn in Berathschlagungen gehen die Stimmen nach der Ordnung, man mag nun von

dem letzten in der Reihe anfangen, oder bey ihm aufhören. Es ist wahr, daß der Präsident gewöhnlich anfängt und endigt, das heißt, den Vortrag hat, und den Ausschlag thut: aber er thut doch den Ausschlag nach der Mehrheit der Stimmen. Und bey den akademischen Disputirübungen redet der Respondent zuletzt, und das Schlachtfeld behält er nach einer hergebrachten Gewohnheit fast immer. Man will ihn hier nur prüfen, aber nicht verwirrt machen; sonst würde man feindlich gegen ihn handeln. Und die Wahrheit zu sagen, man hat bey diesem Streite nicht die Untersuchung der Wahrheit zur Absicht — Man vertheidigt auch auf einem Katheder zu verschiedenen Zeiten ganz entgegengesetzte Sätze. Man zeigte dem Casaubonus einmal den Saal der Sorbonne, und sagte ihm: Dieß ist ein Ort, wo man seit vielen Jahrhunderten disputirt hat. Er antwortete: Was hat man hier ausgemacht?

Lob der Syllogismen.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 446.

Ich bin der Meynung, daß die Erfindung der Syllogismen eine von den schön-

 sten

sten und wichtigsten Erfindungen des menschlichen Verstandes sey. Sie ist gleichsam eine universal Mathematik, deren Wichtigkeit nicht genugsam erkannt wird. Man kann sagen, daß eine **Kunst der Untrüglichkeit** darinn liegt, wenn man sie nur versteht und sie recht gebrauchen kann. Indessen ist dieß nicht allezeit erlaubt, denn ich verstehe unter den Argumenten in Forma nicht allein iene scholastische Art zu argumentiren, deren man sich in den Schulen bedient, sondern iedes Raisonnement, das durch die Kraft der Form beweist, und wobey man nicht nöthig hat, irgend einen Artikel zu ergänzen; auf diese Art werden ein Sorites, eine andere Reihe von Syllogismen, die nicht wiederholt zu werden brauchen, auch so gar eine gut eingerichtete Rechnung, eine algebraische Ausrechnung, beynahe Argumente in der Form seyn, weil ihre Form zu schliessen vorher als richtig bewiesen ist, dabey ist man sicher, daß man sich nicht irret: und beynahe sind die Demonstrationen des Euclides Argumente der gewöhnlichen Form; denn wenn er **Enthymemata** macht; so wird der verschwiegene Satz und was noch zu fehlen scheint, durch Citate am Rande supplirt, worinn man Anweisung giebt, wo man ihn schon bewiesen finden kann, dadurch entsteht eine grosse Abkürzung, ohne daß dadurch im gering=

ringsten der Stärke des Beweises Abbruch gethan wird. Die Umkehrung, die Zusammensetzung und die Theilung der Gründe, deren er sich bedient, sind nichts anders als besondere Formen zu argumentiren, welche für die Mathematiker und für den Gegenstand, welchen sie behandeln, sehr bequem sind. Sie beweisen diese Formen durch Hülfe der allgemeinen Formen der Logik. —

Wenn man die Fehlschlüsse der Schriftsteller untersuchet, so findet man öfter als man denket, daß sie wider die Regeln der Logik gesündigt haben: und ich selbst habe oft erfahren, so gar wenn ich schriftlich mit redlichen Männern gestritten habe, daß man sich nur alsdann verstanden hat, wenn man förmlich argumentirte, um ein Chaos von Raisonnements in Ordnung zu bringen. Es würde ohne Zweifel lächerlich seyn, wenn man in Sachen von Wichtigkeit auf scholastische Art argumentiren wollte, denn diese Form im Schliessen ist zu weitläuft.. und verwirrend. Sie gleichet den Ausrechnungen an den Fingern. Indessen ist mehr als zu wahr, daß sich die Menschen in den wichtigsten Berathschlagungen über ihre Lebensart, Stand und Wohlfahrt oft durch die Grösse des Ansehens, durch die Schminke der Beredsamkeit, durch unrecht angebrachte Beyspiele, durch Schlüsse, welche

die Gewißheit des Satzes, den sie auslassen, fälschlich behaupten, und selbst durch falsche Folgerungen blenden lassen. Daher wäre ihnen eine strenge Logik, doch von anderer Art als die Schullogik, mehr als zu nöthig, unter andern deswegen, damit sie bestimmen lernten, auf welcher Seite die größte Wahrscheinlichkeit sey. Daß indessen der gemeine Mann die künstliche Logik nicht verstehe, daß er demohngeachtet sehr gut und oft besser, als in der Logik geübte Männer, urtheile, beweist nicht, daß sie unnütz sey. Eben so wenig kann man beweisen, daß die künstliche Arithmetik unnütz sey, weil man siehet, daß manche Menschen bey den gewöhnlichen Vorfällen gut rechnen können, wenn sie gleich weder lesen noch schreiben, noch rechnen gelernt haben, und sogar die Fehler eines andern verbessert, der rechnen gelernt hatte, und der bey den Charakteren und Zeichen leicht unachtsam seyn und sich versehen kann. Die Syllogismen können zwar auch sophistisch werden, aber ihre eigne Regeln können uns dieß aufdecken. Ferner weisen die Syllogismen nicht immer zurecht, sie überzeugen selbst nicht immer. Allein, dieß kommt daher, weil der Misbrauch der Distinktionen und übel verstandener Ausdrücke den Gebrauch derselben zu weitläuftig macht, daß sie ganz unleid-

unleidlich werden, wenn man zu weit darinn gehen muß. — —

Schlüßlich gestehe ich noch, daß die scholastische Art zu argumentiren gewöhnlich unbequem, unzulänglich und übel angebracht ist. Zugleich behaupte ich aber, daß nichts nützlicher seyn würde als die Kunst in der gehörigen Form nach der wahren Logik zu beweisen, d. h. vollkommen der Materie gemäß und deutlich in Ansehung der Ordnung und Stärke der Folgen, diese mögen nun an und für sich selbst als richtig in die Augen fallen, oder schon vorher bewiesen seyn.

Von der Art und Weise zur Gewisheit zu gelangen und von der Erfindungskunst.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 523.

Diese kleine Abhandlung umfaßt eine der wichtigsten Materien, die mit der Glückseligkeit des Menschen in der größten Verbindung steht. Denn man kann dreust behaupten, daß die soliden und nützlichen Kenntnisse der größte Schatz des menschlichen Geschlechts und das wahre Erbtheil sind, das uns unsere Vorfahren hinterlassen haben, ein Erbtheil, das wir nicht allein in dem Falle

nutzen und vermehren können, daß wir es unsern Nachkommen in einem bessern Stande überliefern, als wir es bekommen haben, sondern wir können auch den möglichsten Gebrauch für uns selbst davon machen, um unsern Geist zu vervollkommnen, um unsere Gesundheit zu erhalten, und uns das Leben bequemer zu machen.

Man muß mit dankbarem Gefühl der Güte Gottes gegen uns gestehen, daß, so lange man aus der Geschichte urtheilen kann, kein Jahrhundert zu diesem grossen Geschäft geschickter gewesen ist, als das unsrige, das für alle übrige eine reiche Erndte verspricht. Die Buchdruckerkunst hat uns ein Mittel an die Hand gegeben, die auserlesensten Gedanken und Beobachtungen der größten Männer des Alterthums so wohl als der neuern Zeiten auf eine so leichte Art zu erhalten. Die Fernröhre lehren uns sogar die geheimsten Oerter des Himmels kennen, und machen uns mit dem bewundernswürdigen System der sichtbaren Welt bekannt. Die Vergrösserungsgläser zeigen uns in dem kleinsten Atom eine neue Welt mit unzählbaren Geschöpfen. Diese dienen noch vorzüglich dazu, uns die Bauart der Körper, die wir nöthig haben, kennen zu lehren. Die mit allen Elementen bewafnete Chymie bemühet sich mit

dem

dem bewundernswürdigsten Erfolg, die natürlichen Körper in tausend verschiedene Lagen zu bringen, die ihnen die Natur nicht würde, oder wenigstens sehr spät, gegeben haben. Es scheinet ietzt also nur auf uns anzukommen, ob wir eine Menge Streitigkeiten, die unsere Vorfahren in Verwirrung setzten, mit Zuverlässigkeit und mit Gründen entscheiden, mancherley Uebeln, die uns bedrohen, zuvorkommen und überwinden, besonders in den Herzen Gottesfurcht und Liebe, sowohl durch die Erziehung als durch unwidersprechliche Gründe festsetzen, die Gesundheit des Körpers erhalten, und besser wiederherstellen wollen, als es ehedem geschehen konnte. Denn wir haben zuverlässige Arzneymittel, welche der Alten ihre gänzlich verdrängen, und die Kenntniß des menschlichen Körpers, die sie hatten, ist mit der unsrigen gar nicht zu vergleichen.

In der Mathematik kennen wir die Analyse der Alten. Wir wissen mehr davon als sie und gehen weiter. Die geheimen Kunstgriffe des Archimedes, welche die alten Geometers selbst nicht kannten, so sehr hatte er sie versteckt, sind alle aufgedeckt.

Was die schönen Wissenschaften betrift, so ist die heilige und Profangeschichte in ein so helles Licht gesetzt, daß wir oft die Fehler

 der

der Alten entdecken können, welche die Begebenheiten ihrer Zeit beschrieben. Man kann die erstaunende Menge von Ueberresten des Alterthums, die vielen Medaillen, die Menge Innschriften, die grosse Anzahl von Handschriften, sowohl europäischer als orientalischer nicht ohne Verwunderung ansehen. Ueberdem haben die alten Papiere, Chroniken, Stiftungsbriefe, Aufschriften, die man aus dem Staube hervorgezogen hat, und die uns ungemein viel besonders wichtige Umstände von dem Ursprung und den Veränderungen berühmter Familien, Völker, Staaten, Gesetze, Sprachen und Gebräuche bekannt machen, viel Licht verbreitet. Dieß befriedigt nicht nur die Neugierigen, sondern erhält und berichtiget auch die Geschichte, deren Beyspiele ein lebender Unterricht und angenehme Unterweiser sind, aber besonders dient es zur Festsetzung der so wichtigen Kritik, die wir nöthig haben, um Erdichtung von Wahrheit, Fabel von würklicher Geschichte zu unterscheiden, und die uns bey den Beweisen der Religion sehr gut zu statten kommt.

Ich erwähne nichts von der Beredsamkeit, der Dichtkunst, der Mahlerey und von den übrigen schönen Künsten, noch von der Kriegeswissenschaft, und allen denen, welche die Menschen das Böse thun lehren, und

einen

einen so glücklichen Fortgang haben, daß zu wünschen wäre, die reellen und nützlichen Wissenschaften könnten den täuschenden und schädlichen folgen. Ich will nur noch anführen, daß mir die Entdeckung des Schießpulvers mehr ein Geschenk des Himmels zu seyn scheint, wofür unser Jahrhundert noch danken müßte, als ein Zeichen seines Zorns. Denn dieß Schießpulver hat wahrscheinlicher Weise das meiste dazu beygetragen, daß die Türken, die unser Europa überströmen wollten, abgehalten wurden. Und noch in der Folge wird man sich durch den Gebrauch desselben vielleicht gänzlich von ihren Besuchen befreyen, oder vielleicht einen Theil ihrer Nation aus der Finsterniß und der Barbarey herausreissen können, daß sie mit uns das angenehme eines anständigen Lebens und der Erkenntniß des höchsten Guts empfinden können. Wir sind dann vielleicht im Stande, Griechenland, der Mutter der Wissenschaften, und Asien, der Mutter der Religion, diese Güter wieder zu geben, die wir ihnen zu verdanken haben.

Doch dünkt mich, daß wir die Gnade des Himmels, die Einsichten und die vortheilhafte Disposition unsers Jahrhunderts so wie die Neigung der Grossen, die Wissenschaften zu beschützen und in Flor zu bringen, nicht

genugsam nutzen. Ich sehe mich oft genöthigt, unsere Kenntnisse mit einem grossen Kaufmannsladen, mit einem grossen Magazin oder Komtoir, darinn keine Ordnung, kein Inventarium ist, zu vergleichen. Denn wir wissen selbst noch nicht, was wir schon besitzen und können es in nöthigen Fällen nicht einmal brauchen. Wir haben viel schöne Gedanken und nützliche Beobachtungen, die wir in den Schriftstellern finden. Aber wir haben noch mehr, die unter den Menschen in ieder Profession, die sie treiben, zerstreuet sind. Wenn wir das auserlesenste und wesentlichste von allen diesem gesammlet, geordnet und mit Registern versehen, darinn man iede Sache sogleich finden und da anwenden könnte, wo sie sich anwenden liesse, fänden, so würden wir unsere Reichthümer vielleicht selbst bewundern und unsere Blindheit bedauern, daß wir sie so wenig genutzt, und so wie dieienigen, welche schon viel haben, eher im Stande sind, etwas zu gewinnen als die übrigen, so verlieren die, welche wenig haben, anstatt verhältnißmässig zu gewinnen, noch oft das wenige, was sie haben, das nicht hinreichend ist, etwas zu unternehmen, und sie nöthigt, sich lange mit einer Sache zu quälen. Eben so gehet es mit uns. So lange wir mitten im Ueberfluß arm sind, so lange wir unsere Vortheile nicht in acht nehmen,

men, nicht brauchen und sie nicht einmal kennen, so gehen wir rückwärts, anstatt vorwärts, so vernachlässigen wir alles, und wir lassen das, ohne es zu nutzen, verlohren gehen, was wir schon in Händen haben. Ferner siehet man, daß mehr Menschen aus Gewohnheit, darum weil es ihr Stand mit sich bringt, aus Gewinnsucht, zu ihrem Vergnügen und aus Eitelkeit arbeiten, als in der Hofnung und Absicht, die Wissenschaften zu vervollkommen.

Ich will mich kurz und deutlich erklären. Man kann die nützlichen Wahrheiten in zwo Klassen eintheilen, in solche, die den Menschen in unserm itzigen Zeitalter, wenigstens in unserm Europa, schon bekannt sind, und in solche, die ihnen noch zu lernen übrig sind. Die ersten, die in gedruckten Büchern oder Handschriften, alten oder neuen orientalischen oder occidentalischen, aufbehalten sind, haben entweder ihre rechte Stelle oder nicht. Jene haben die Verfasser der Systeme und besonderer Abhandlungen da bemerkt, wo es die Materie mit sich brachte. Allein alles, was nur im Vorbeygehen gesagt ist, oder alles, was an einem Orte stehet, wo man es schwerlich findet, hat seine rechte Stelle nicht. Dieser Unordnung abzuhelfen, wären Verzeichnisse und eine neue Ordnung nöthig.

Man müßte daher vollständige Verzeichnisse von allem machen, was man in merkwürdigen Büchern anträfe, oft den Ort beyfügen, wo man sie fände, besonders wenn es Handschriften oder sehr seltene Bücher wären. Eben so müßte man ihre Stärke und Seltenheit, aber noch mehr ihre Beschaffenheit, ihren Innhalt und ihren Nutzen wenigstens bey den besten bemerken und dem schönen Beyspiele folgen, das der Patriarch zu Constantinopel Photius zuerst gab, und das die neuern Journale einigermassen nachahmen. Man müßte sich aber mehr als Photius an den Sachen selbst halten. Dieser hat zu viel Vergnügen daran, daß er ihre Schreibart beurtheilt. Man müßte auch allgemeine Register haben, darinn man über iede Materie die Stellen der Schriftsteller, die man am meisten nutzen könnte, eintrüge. Dergleichen hat man schon in Rechtssachen. Allein, hier wären sie iust am ersten entbehrlich. Denn die gesunde Vernunft und die Gesetze würden hinreichend seyn, wenn kein anderer Schriftsteller darüber vorhanden wäre und wenn wir zuerst davon schrieben. Allein in der Arzneygelehrsamkeit kann man nicht genug praktische Bücher bekommen, noch zu viel aus ihnen lernen. Hier kommt alles auf Beobachtungen an, und da einer nur wenig beobachten kann, so hat man in diesem Stücke die

Erfah-

Erfahrungen und Kenntnisse anderer am meisten nöthig, und zwar viele Zeugen einer wichtigen Beobachtung, weil ein grosser Theil dieser Wissenschaft auf Erfahrungen beruhet. Indessen fehlt es hier am meisten an einem guten Vorrath, den die Rechtsgelehrten hingegen reichlich haben. Es wäre in der Arzneygelehrsamkeit auch sehr nöthig, daß man aus den Schriftstellern so viel Regeln oder Aphorismen herauszöge, als möglich wäre, wenn sie gleich noch nicht ganz zuverlässig oder allgemein genug wären und sich nur auf Vermuthungen gründeten. Man müßte nur den Grad von Gewisheit oder Wahrscheinlichkeit redlich bestimmen, den man ihnen beylegen kann, und worauf man sie gebauet hat. Denn mit der Zeit könnte man die Ausnahmen zusetzen, und man würde dann bald gewahr werden, ob die Regel mehr Ausnahmen als Exempel hätte, oder ob sie einigermassen zu gebrauchen sey.

Die Register sind von zweyfacher Gattung: Einige zeigen blos an, daß iemand über diese oder iene Materie geschrieben hat. Andere lassen sich mehr in einzelne Umstände ein, und bemerken, wer diese oder iene Frage beantwortet, oder eine Meynung, Satz, wichtige Beobachtung behauptet, bemerkt, vertheidigt, oder gut widerlegt habe. Diese

sind

sind die besten. Die erste Gattung von Registern könnte nach alphabetischer Ordnung eingerichtet werden. Die zweyte muß systematisch seyn und zu einem vollständigen Lehrgebäude, das ausser den Behauptungen auch die Gründe und Beweise enthielte, gute Materie hergeben. In Ansehung der Ordnung der Systeme, wo gemeiniglich so viel verschiedene Meynungen als Köpfe sind, wird man in grosser Verlegenheit seyn. Wenn die Ordnung aber auch nicht ganz vollkommen wird, so wird sie doch fürs erste hinreichend seyn. Das System selbst wird von einer Stelle auf die andere weisen, da die meisten Dinge aus verschiedenen Standpunkten betrachtet werden können, und dann kann noch ein Index angehangen werden, der vielen Nutzen haben wird. Die vollkommene scientifische Ordnung ist die, wo die Sätze nach ihren einfachsten Beweisen, und nach der Art, wie einer aus dem andern entsteht, geordnet sind. Aber diese Ordnung ist nicht immer bekannt gewesen, und sie wird noch erst mit der Zeit einleuchtender werden, ie nachdem sich die Wissenschaften vervollkommnen.

Man kann fast sagen, daß die Wissenschaften durch Erweiterungen verkürzt werden. Dieß ist ein sehr wahrer paradoxer Satz. Denn ie mehr Wahrheiten man entdeckt,

deckt, desto mehr ist man im Stande, ihre natürliche Verbindung zu bemerken und immer mehr allgemeine Sätze herauszuziehen, dazu die übrigen nur Exempel oder Folgerungen daraus sind. Man kann also vielleicht ein grosses Buch mit der Zeit auf zwey oder drey allgemeine Sätze zurückführen. Je mehr sich auch eine Wissenschaft vervollkommnet hat, ie weniger hat man nöthig, grosse Bücher mit derselben anzufüllen. Wenn ihre Grundsätze erst gehörig festgesetzt sind, so kann man durch Hülfe der allgemeinen Wissenschaft oder Erfindungskunst das übrige herausbringen. Aber selbst dann, wann man diese Grundsätze schon würklich entdeckt hat, müssen die weit ausgebreitetern Systeme nicht vernachläßigt werden, weil sie uns ein Verzeichniß der schon erfundenen Lehrsätze geben, und uns nicht nur die Mühe sparen, sie in nöthigen Fällen selbst aufzusuchen, sondern weil sie uns auch die beste Veranlassung zu neuen Gedanken und neuen Anwendungen seyn können. Ueberdem befriedigt die schöne Harmonie der Wahrheiten, die man in einem ordentlichen System mit einem Blick übersiehet, den Geist viel mehr als die angenehmste Musik und trägt überaus viel bey, den Urheber aller Wesen zu bewundern, der die Quelle aller Wahrheit

heit ist. Und hierinn bestehet der vornehmste Nutzen der Wissenschaften.

In Ansehung der nicht aufgeschriebenen Kenntnisse, die man unter Menschen von verschiedenen Professionen zerstreuet findet, bin ich überzeugt, daß sie in Betracht ihrer Menge so wohl als Wichtigkeit alles übertreffen, was man in Schriften bemerkt hat, und daß der beträchtlichste Theil unserer Schätze noch nicht in seine gehörigen Listen eingetragen ist. Manche sind sogar immer gewissen Personen eigen und gehen mit ihnen verlohren. Keine mechanische Kunst ist so geringe und so verächtlich, die nicht einige merkwürdige Beobachtungen oder Bemerkungen aufweisen könnte. Alle Professionen haben gewisse feine Kunstgriffe, die man ihnen nicht leicht ablernen kann, und die doch erheblichere Folgen veranlassen können. Ferner kann die wichtige Materie von den Manufakturen und dem Handel nicht anders als durch eine genaue Beschreibung aller zu diesen Künsten gehörigen Dinge gut behandelt werden, und die Kriegskunst, das Finanz- und Seewesen hängen sehr von der Mathematik und Naturlehre ab. Es ist ein Hauptfehler vieler Gelehrten, daß sie sich mit unnützen und bis zum Eckel wiederholten Materien beschäftigen, da sie ein so schönes Feld vor sich haben,

ben, wo sie ihren Geist mit soliden und reellen Gegenständen zu des Publikums Nutzen beschäftigen könnten. Die Jäger, die Fischer, die Seefahrer, die Reisenden und selbst die Spiele — es mag nun Geschicklichkeit oder Glück die Hauptsache dabey seyn, — liefern beträchtliche Zusätze zu den nützlichen Wissenschaften. In den Uebungen der Kinder trift man sogar Dinge an, die den größten Mathematiker aufmerksam machen könnten. Wahrscheinlicher Weise haben wir ihren Vergnügungen die Magnetnadel zu verdanken. Denn wer würde auf den Einfall gekommen seyn, zu beobachten, wie sie sich drehet? Ihnen haben wir gewiß die Windbüchse zu danken. Diese hatten sie vorher im Kleinen. Sie stopften nemlich einen Federkiel an beyden Enden mit einem Stück von einem Apfel zu, stiessen einen Stöpsel durch und trieben dann das eine Stück durch die zwischen beiden zusammen gepreßte Luft mit Gewalt heraus. Lange hernach kam erst ein geschickter Künstler aus der Normandie auf den Einfall, dieß im Grossen nachzumachen.

Endlich, damit ich keine ausserordentliche Beobachtung vergesse, fehlt uns noch ein wahrer Schauplatz des menschlichen Lebens, der ein Abriß von den gewöhnlichen Beschäf-

tigungen der Menschen seyn müßte. Er muß aber ganz verschieden von dem seyn, den uns einige Gelehrte hinterlassen haben, darauf man, — so groß er auch sonst ist — nichts anders antrift, als was nützlich seyn kann, wenn man Lobreden oder Predigten machen will. Will man sich einen Begrif von dem machen, was zu solchen reellen und praktischen Beschreibungen gehörte, so darf man sich nur vorstellen, was man für Kenntnisse nöthig hätte, wenn man sich auf einer wüsten Insel, dahin man durch widrigen Wind verschlagen wäre, selbst alles machen wollte, was der Ueberfluß einer grossen, mit den besten Künstlern und geschickten Leuten aller Art besetzten Stadt zum Nutzen und zur Bequemlichkeit liefern kann. Oder man muß sich vorstellen, daß eine Kunst verlohren gegangen sey, die man wieder erfinden sollte. Und dazu würden alle unsere Bibliotheken nicht hinreichend seyn. Wenn ich gleich zugebe, daß in den Büchern viele fürtrefliche Sachen anzutreffen sind, die unsern Professionisten selbst unbekannt sind, und von welchen sie Gebrauch machen könnten; so ist doch auch auf der andern Seite gewiß, daß die beträchtlichsten Beobachtungen und Kunstgriffe in allen Handwerken und Professionen noch nicht schriftlich aufgesetzt sind. Dieß kommt aber nicht etwan daher, daß diese

Pra-

Praxis nicht beschrieben werden könnte, weil sie im Grunde betrachtet nichts anders als eine mehr zusammengesetzte und besondere Theorie ist als die gewöhnliche: sondern die Künstler sind gemeiniglich nicht aufgelegt, einem andern als ihren Lehrburschen etwas beyzubringen, und können sich schriftlich nicht verständlich erklären. Und unsere Schriftsteller springen über diese kleinen Umstände weg. Sind sie gleich wesentlich, so werden sie doch von ihnen als Kleinigkeiten angesehen, die sie des Erlernens nicht für werth halten, und die sie zu beschreiben sich auch die Mühe nicht geben wollen.

Psychologie.

Von der Entwickelung der Seele.

Th. 5. S. 18. Fünfter Brief an Herrn Remond von Montmort.

Ich glaube, daß die Seelenwanderung nicht mit der Ordnung bestehen kann. Sie will haben, daß alles deutlich erklärt werden soll, und daß nichts durch einen Sprung geschehe. Der Uebergang einer Seele von einem Körper in den andern, würde aber ein seltsamer und unerklärbarer Sprung seyn. In einem Thiere gehet das immer vor, was

iezt in demselben vorgehet. Der Körper ist gleich einem Flusse in einer beständigen Veränderung. Das, was wir Zeugung oder Tod nennen, ist nur eine grössere und schnellere Veränderung als gewöhnlich, so, wie der Sprung oder der Fall eines Flusses seyn würde. Aber diese Sprünge sind nicht schlechterdings nothwendig, und sind so wie die beschaffen, welche ich verwerfe, als wenn z. B. iemand von einem Orte zum andern gehen könnte, ohne durch die Mitte zu kommen. Dergleichen Sprünge können weder in den Bewegungen, noch in der ganzen Ordnung der Dinge statt finden. Ich habe daher Hartsöckern in den Briefen, welche in den *Memoires de Trevoux* eingerückt sind, gezeigt, daß uns die Behauptung des leeren Raums und der Atomen zu solchen Sprüngen führen würde. So wie es in einer geometrischen Linie gewisse unterschiedene Punkte, Inflexionspunkte und andere mehr giebt, und so wie einige Linien ins Unendliche gehen, so muß man sich auch in dem Leben eines Thiers oder einer Person die Zeiten einer ausserordentlichen Veränderung vorstellen, die immer in der allgemeinen Regel mit begriffen sind. Auf gleiche Art können sich auch die unterschiedenen Punkte in einer krummen Linie durch ihre allgemeine Natur oder ihre Gleichheit bestimmen. Man kann

immer von einem Thiere sagen: Es ist alles wie hier. Der Unterschied ist nur wie zwischen Groß und Klein.

Da man sich vorstellen kann, daß die Maschine, die den Körper des Saamenthierchens ausmacht, durch die Entwickelung und Veränderung der Materie eine solche Maschine werden kann, als zur Bildung des organischen Körpers eines Menschen erfodert wird; so muß die Seele desselben auch wegen der vollkommenen Harmonie zwischen der Seele und Maschine vernünftig werden. Da diese Harmonie nun vorher bestimmt ist, so war der zukünftige Zustand schon in dem gegenwärtigen und ein vollkommener Verstand erkannte schon vor langer Zeit in dem gegenwärtigen Thiere den zukünftigen Menschen, und zwar sowohl der Seele als dem Körper nach besonders. Ein blosses Thier wird also nie ein Mensch werden, und die Saamenthiere des Menschen, die bey der Empfängniß keine grosse Verwandlung leiden, sind blosse Thiere.

Es sind ohne Zweifel tausend Unregelmässigkeiten, tausend Unordnungen in iedem besondern Dinge. Es ist aber nicht möglich, daß sie auch in dem Ganzen, oder ieder Monade seyn sollten, weil iede Monade nach

ihrem Standpunkt ein lebender Spiegel der ganzen Welt ist. Es ist unmöglich, daß die ganze Welt nicht gut eingerichtet und geordnet seyn sollte, da das Uebergewicht an Vollkommenheiten der Grund des Daseyns dieser Welt vor allen übrigen möglichen Welten ist. Die Unordnungen können also nur in Theilen seyn. Eben so ist es mit den geometrischen Linien beschaffen, die unregelmässige Theile an sich haben. Betrachtet man aber die ganze Linie, so findet man sie nach ihrer Gleichheit vollkommen regelmässig. Allen diesen besondern Unordnungen ist daher in dem Ganzen, selbst in ieder Monade, mit Vortheil vorgebeugt.

Ueber die Anzahl und den Zustand der Seelen.

Th. 6. S. 331. *Observationes Leibnitzianae.*

Ich nehme mit allen Menschen an, daß die Thiere würklich empfindende Seelen haben. Ich behaupte sogar mit den meisten Alten, daß die ganze Natur voll von Kraft, Leben und Seelen sey. Denn durch Hülfe der Vergrösserungsgläser erkennt man, daß es eine grosse Menge lebendiger Geschöpfe giebt, die den Augen unmerkbar sind, und daß es mehr Seelen als Sandkörner und Ato-

Atomen giebt. Aber ich behaupte auch mit einem Plato und Pythagoras, der seine Meynung von dem Orient angenommen hatte, daß keine Seele untergehe, nicht einmal die der Thiere. — — Alle Körper haben Theile, und sind nichts anders als ein Haufen oder eine Menge Theile, wie z. B. eine Heerde Schaafe oder ein Teich, der voll Tropfen und voll Wasser ist. Sie gleichen einer Uhr, die aus einer Feder und vielen andern nöthigen Stücken besteht. So wie alle Zahlen aus Einheiten bestehen, so sind auch alle Haufen aus einzelnen Dingen zusammengesetzt. Die Einheiten sind daher die wahre Quelle und der Aufenthalt aller Wesen, aller ihrer Kräfte und Sinne, und dieß sind nichts anders als Seelen. Hieraus folgt unwidersprechlich, daß es nicht nur Seelen giebt, sondern daß auch alles voll von Seelen ist, und woraus die Seele eigentlich bestehe, kurz warum iede Seele unzerstörbar ist. Denn die Einheiten haben keine Theile, sonst würden sie grösser seyn. Was keine Theile hat, kann nicht zerstört werden. Thomas Aquinas hat schon gesagt, daß die Seelen der Thiere untheilbar wären. Daraus folgt, daß sie nicht zerstört werden können. Wahrscheinlicher Weise hat er sich nicht freimüthiger darüber erklären wollen, und sich begnügt, daß er den Grund gelegt hat. Man

 kann

kann den Fall annehmen, daß dieß alles seyn könne, aber mit sehr wenig Trost; denn wenn unsere und der übrigen Thiere Seelen gleich ihr Daseyn behalten, so erinnern sie sich doch des Vergangenen nicht mehr. Allein ich bin ganz anders gesinnt. Ich gebe zu, daß wir uns nach dem Tode nicht sogleich erinnern, was wir gewesen sind. Dieß ist der Natur weder eigen noch schicklich. Was einer Seele indessen einmal begegnet ist, das drückt sich ihr auf ewig ein, wenn es uns gleich nicht allemal einfällt. Wir wissen daher vieles, dessen wir uns nicht allezeit wieder erinnern, wenn uns nicht etwas dazu Anlaß giebt, und unsere Gedanken darauf bringt. Denn wer kann sich alles erinnern? Da aber nichts in der Natur vergebens ist, nichts verlohren geht, sondern alles nach seiner Vollkommenheit und Reife strebt, so wird auch iedes Bild, das unsere Seele empfängt, endlich mit den zukünftigen Dingen ein Ganzes werden. Wir können also alles wie in einem Spiegel sehen, und das heraus heben, was wir unserm Vergnügen angemessen finden werden. Hieraus folgt, daß ie mehr wir die Tugend ausgeübt und ie mehr gute Werke wir gethan haben, wir desto mehr Freude und Zufriedenheit zu erwarten haben werden. Wir müssen also ietzt zufrieden seyn, weil genau genommen, alles was geschiehet, so wohl ge-

ord-

ordnet ist, daß wir es nicht besser machen könnten, wenn wir diese Materie gleich noch so gut übersähen.

Von den ewigen Ideen und Wahrheiten, die sich auf das Daseyn Gottes gründen.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 414.

Die Scholastiker haben sehr über die sogenannte *Constantia subiecti*, d. h. wie ein Satz, der von einem Gegenstande behauptet wird, eine reelle Wahrheit haben könne, wenn dieser Gegenstand nicht würklich existirt, gestritten. Diese Wahrheit ist aber nur bedingt und sagt nichts weiter als daß man es so finden würde, wenn der Gegenstand existiren sollte.

Man wird aber weiter fragen, worauf diese Verbindung gegründet ist, da sich doch Realität, die nicht täuscht, darinn befindet? Die Antwort darauf wird seyn, daß sie sich auf die Verbindung der Ideen gründe.

Man wird wieder fragen, wo diese Ideen seyn würden, wenn kein Verstand existirte, und welches in diesem Falle der reelle Grund dieser Gewisheit der ewigen Wahrheiten werden würde? Dieß führet uns endlich auf

 den

den letzten Grund der Wahrheiten, nemlich auf den höchstvollkommensten Geist, der nothwendig da ist, dessen Verstand so zu sagen das Vaterland der ewigen Wahrheiten ist. Dieß hat Augustinus schon eingesehen, und drückt es auf eine sehr lebhafte Art aus. Damit man nicht denke, es sey nicht nöthig, dahin zurück zu gehen, darf man nur bedenken, daß diese nothwendigen Wahrheiten den Bestimmungsgrund und die Ursache der Existenz selbst, kurz die Gesetze der ganzen Welt enthalten. Da diese nothwendigen Wahrheiten also vor der Existenz der zufälligen Dinge vorhergegangen sind, so müssen sie in der Existenz einer nothwendigen Substanz ihren Grund haben. Hier finde ich das Urbild der Ideen und Wahrheiten, die nicht als Sätze, sondern als Quellen in unserm Herzen eingegraben sind, deren Gebrauch und Veranlassung würkliche Aeusserungen hervorbringen.

Von den angebohrnen Ideen.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand.
S. 4.

Meine Streitigkeiten mit Herrn Locke sind von einiger Wichtigkeit. Es kommt darauf an, ob die Seele an und für sich selbst

selbst gänzlich leer sey, wie eine Tafel, worauf man noch nicht geschrieben hat, (*tabula rasa*) welches die Meynung des Aristoteles und des Verfassers des Versuchs ist, und ob alles, was sich in derselben befindet, blos durch die Sinne und Erfahrung hineinkommt: oder ob die Seele gleichsam die Keime vieler Vorstellungen und Lehren ursprünglich in sich hat, welche die äussern Gegenstände bey vorfallenden Gelegenheiten allein in derselben erwecken, und dieß glaube ich mit dem Plato, mit der Schule und mit allen, welche die Stelle des heil. Paulus *) in dieser Bedeutung nehmen, wo er nemlich bemerkt, daß das Gesetz Gottes in den Herzen geschrieben ist. Die Stoiker nannten diese Urbegriffe *notiones communes*. Julius Skaliger nannte sie *semina aeternitatis*, desgleichen Zopyra. Er wollte gleichsam ein lebendiges Feuer, lichtvolle Züge ausdrücken, die in unserm Innern verborgen wären, und diese machte das Zusammentreffen der Sinne und der äussern Gegenstände gleichsam als Funken sichtbar, welche der Schlag aus dem Feuerzeuge herausbringt; und man hält nicht ohne Ursache dafür, daß dieses Feuer etwas göttliches und ewiges anzeige, das besonders in den nothwendigen Wahrheiten

*) Römer 2, 15.

heiten sichtbar werde. Hieraus entstehet eine andere Frage, nemlich, ob alle Wahrheiten von der Erfahrung abhängen, das heißt, von der Anführung gewisser Beyspiele, oder ob es noch Wahrheiten gäbe, die noch einen andern Grund haben. Denn, wenn einige Erscheinungen vor dem Versuch, den man macht, vorher gesehen werden können; so tragen wir offenbar von unserer Seite etwas dazu bey. Wenn die Sinne gleich zu allen unsern würklichen Kenntnissen nothwendig sind; so reichen sie doch nicht hin, uns alle Kenntnisse zu verschaffen, weil uns die Sinne nie etwas anders als Beyspiele, das heißt, besondere oder individuelle Wahrheiten vorstellen. Denn alle Beyspiele, die eine allgemeine Wahrheit bestätigen, sie mögen noch so zahlreich seyn, sind nicht hinlänglich, die allgemeine Nothwendigkeit dieser Wahrheit zu beweisen. Denn es ist keine Folge, daß dasjenige, was einmal geschehen ist, immer auf einerley Art geschehen werde; Die Griechen und Römer, z. B., und alle andere Nationen haben allezeit die Bemerkung gemacht, daß vor Verlauf vier und zwanzig Stunden sich Tag in Nacht verwandle und die Nacht in Tag; allein man würde sich geirrt haben, wenn man geglaubt hätte, daß diese Regel überall gelte, weil man in Nova Zembla das Gegentheil gesehen hat. Auch der würde

sehr

sehr irren, der glaubte, daß dieß wenigstens in unsern Klimaten eine nothwendige und ewige Wahrheit sey, weil die Erde und selbst die Sonne nicht nothwendig existiren und weil vielleicht eine Zeit kommen wird, wo dieser schöne Stern mit seinem ganzen Planetensystem, wenigstens in seiner gegenwärtigen Form nicht mehr seyn wird; hieraus erhellet, daß die nothwendigen Wahrheiten, wie man sie in der reinen Mathematik und besonders in der Arithmetik und Geometrie antrift, Gründe haben müssen, deren Beweis nicht auf Beyspiele, folglich nicht auf das Zeugniß der Sinne beruhet, wenn uns gleich ohne die Sinne nie eingefallen wäre, daran zu denken. Dieß muß man wohl unterscheiden und dieß sahe auch Euclides so gut ein. Denn er bewies durch die Vernunft, was durch die Erfahrung deutlich genug in die Augen fällt. Ferner haben die Logik mit der Metaphysik und Moral viel dergleichen Wahrheiten. Ihr Beweis kann folglich nur von innern Urbegriffen, die man angebohrne nennt, abgeleitet werden. Man darf sich zwar nicht einbilden, daß man diese ewigen Gesetze der Vernunft ganz frey in der Seele lesen könne, so wie man ein Edikt des Prätors auf seinem *album* ohne Mühe und Forschen lesen kann. Allein, es ist schon genug, daß man sie durch angestrengte Aufmerksamkeit

keit in uns entdecken kann. Und dazu verschaffen uns die Sinne Gelegenheit. Die angestellten Erfahrungen bestätigen die Schlüsse der Vernunft. Fast eben so dienen in der Arithmetik die Proben dazu, daß man im Rechnen Irrthümer vermeidet, wenn das Exempel lang ist — —

Locke gesteht doch in der Folge ein, daß die Ideen, die ihren Ursprung nicht in der Sensation haben, aus der Reflexion entstehen. Denn die Reflexion ist nichts anders als Aufmerksamkeit auf das, was in uns ist, und was wir schon in uns tragen, haben wir den Sinnen nicht zu verdanken. Wenn dem nun also ist, kann man denn leugnen, daß unserm Geiste viel angebohren sey, da wir uns so zu sagen selbst angebohren sind? und da Wesen, Einheit, Substanz, Dauer, Veränderung, Handlung, Vorstellungskraft, Vergnügen und tausend andere Gegenstände unserer intellektuellen Ideen in uns sind? Da diese Gegenstände unserm Verstande unmittelbar und immer gegenwärtig sind, wenn sie gleich wegen unserer Zerstreuungen und Bedürfnisse nicht immer bemerkt werden können, — warum wundert man sich denn, wenn wir sagen, daß uns diese Ideen mit allem, was von ihnen abhängt, angebohren sind. Ich habe mich daher auch lieber einer

Ver-

Vergleichung mit einem Marmor, der Adern hat, bedient, als mit einem Marmor, der keine hat, oder einer leeren Tafel, die in der Sprache der Philosophen *tabula rasa* heißt. Denn wenn die Seele diesen leeren Tafeln gleichen sollte, so würden die Wahrheiten in uns wie die Figur des Herkules in Marmor seyn, da der Marmor ganz gleichgültig ist, ob er diese Figur annimmt oder eine andere. Wenn es aber Adern darinn gäbe, welche die Figur des Herkules vorzüglich vor andern ausdrückten, so würde dieser Marmor mehr dazu bestimmt seyn, und Herkules würde ihm in gewisser Absicht wie angebohren seyn. Doch wird Mühe erfodert, diese Adern zu entdecken und sie durch Poliren dem Auge sichtbarer zu machen. Denn man muß das abschleifen, was die Durchsicht hindert. Die Ideen und Wahrheiten sind uns also gleich den Neigungen, Anlagen, Fähigkeiten und natürlichen Kräften, nicht aber gleich den Handlungen angebohren; wenn diese Kräfte gleich immer mit einigen, oft unmerklichen, ihnen entsprechenden Handlungen begleitet sind.

Unser gelehrter Verfasser scheint zu behaupten, daß wir keine Kräfte in uns hätten, und fast nichts, das wir immer würklich gewahr würden. Er kann dieß aber nicht in

so

so strenger Bedeutung nehmen. Sonst würde seine Meynung zu paradox seyn. Denn wenn sich auch unsere erlangte Fertigkeiten und die dem Gedächtniß anvertraueten Sachen nicht immer äussern, wenn sie uns auch nicht immer in nöthigen Fällen in den Sinn kommen, so können wir sie uns doch oft leicht wieder vorstellen, wenn uns nur die geringste Veranlassung daran erinnert. So dürfen wir nur den Anfang eines Gesangs wissen, und das übrige wird uns gewiß beyfallen. An andern Orten schränkt er diesen Satz auch ein, und sagt: es befände sich nichts in uns, dessen wir uns nicht wenigstens einmal bewußt gewesen wären. Aber ausser, daß Niemand durch die Vernunft allein gewiß werden kann, wie weit unsere vergangenen Vorstellungen, die wir wieder vergessen haben können, gegangen seyn werden, besonders in Rücksicht auf die Wiedererinnerung der Platoniker, die, so fabelhaft sie auch ist, doch nichts an sich hat, was mit der blossen Vernunft nicht zu vereinigen wäre; warum, sage ich, müssen wir ausser dem alles durch die Vorstellung äusserer Dinge erlangt haben, und warum kann nichts aus uns selbst herausgebracht werden? Ist denn unsere Seele allein so leer, daß sie ohne die von aussen geborgten Bilder nichts ist? Diese Meynung kann unser scharfsinniger Schriftsteller zuverlässig

nicht

nicht billigen. Und wo findet man Tafeln, die nicht an und für sich selbst schon etwas mannigfaltiges wären? Wird man wohl iemals einen ganz einfachen und vollkommen einförmigen Plan zu Gesicht bekommen? Warum sollten wir uns nicht auch in unserm Innern selbst einen Gegenstand des Denkens aufsuchen können, wenn wir darnach forschen wollten? Ich glaube also fast, daß seine Meynung über diese Materie im Grunde betrachtet von der meinigen oder vielmehr von der gewöhnlichen nicht verschieden ist, da er zwey Quellen unserer Erkenntniß, die Sinne und die Reflexion, annimmt.

Unterschied zwischen der Erkenntniß der Menschen und der Thiere.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 5.

Die Erkenntniß der Menschen und die der Thiere sind darinn von einander unterschieden. Die Thiere können nicht nach Gründen handeln und richten sich blos nach Beyspielen. Denn soviel wir einsehen können, werden sie die Fähigkeit, nothwendige Sätze zu formiren, nie erlangen. Hingegen sind die Menschen zu demonstrativischen Wissenschaften aufgelegt. Die Fähigkeit der Thiere,

gewisse Folgerungen zu machen, ist viel geringer als die Vernunft der Menschen. Die Folgerungen der Thiere sind nichts weiter als die der blossen Empiriker, welche behaupten, daß dasienige, was zuweilen geschehen ist, auch in ähnlichen Fällen geschehen werde, ohne daß sie einsehen können, ob eben dieselben Gründe vorhanden sind. Dadurch ist es den Menschen so leicht, die Thiere zu fangen, und den blossen Empirikern begegnet es so leicht, daß sie Fehler machen. Selbst Menschen, die durch Alter und Erfahrung geschickt geworden sind, sind nicht davon ausgeschlossen, wenn sie sich zu sehr auf ihre gehabte Erfahrung verlassen. Dieß ist verschiedenen im Civil- und Militairstande begegnet. Denn man überlegt insgemein nicht genug, daß sich die Welt ändert, daß die Menschen geschickter werden und tausend neue Kunstgriffe ersinnen. Die Hirsche und Hasen hingegen sind itzt nicht listiger als ehedem.

Die Folgerungen der Thiere sind nur ein Schatten der Vernunft, d. h. sie sind nur eine Verbindung der Einbildungskraft ein Uebergang von einer Vorstellung zur andern. Denn sie erwarten bey einem neuen Vorfall, der ihnen dem vorigen ähnlich zu seyn scheint, alles was sie bey dem ersten zusammen fanden, gleichsam als ob die Dinge würk-

würklich verbunden wären, weil die Vorstellungen davon in dem Gedächtniß verbunden sind. Die Vernunft giebt zwar den Rath, man müsse gewöhnlich erwarten, daß dasjenige geschehen werde, was einer langen Erfahrung gemäß ist. Aber dieß ist doch keine nothwendige und untrügliche Wahrheit. Es kann fehlschlagen, wenn man es am wenigsten erwartet, weil sich die Gründe, darauf es beruhet, ändern. Daher verlassen sich die Klugen nicht so sehr darauf. Sie bemühen sich vielmehr, wenn es möglich ist, die Ursache einer Begebenheit einigermassen zu ergründen, damit sie beurtheilen können, wenn eine Ausnahme zu machen ist. Denn die Vernunft ist allein im Stande sichere Regeln festzusetzen und die ungewissen dadurch zu berichtigen, daß sie Ausnahmen macht, und endlich den zuverlässigen Zusammenhang in den nothwendigen Folgen ausforscht. Dadurch kann man oft eine Begebenheit vorhersehen, ohne daß man die Verbindungen der Vorstellungen wissen darf, zu welchen die Thiere ihre Zuflucht nehmen müssen. Daher unterscheidet auch noch den Menschen der Vorzug genugsam von dem Thiere, daß er die innern Gründe der nothwendigen Wahrheiten berichtigen kann.

Die Seele denkt beständig.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 8.

Locke behauptet, daß die Seele nicht beständig denke, und daß sie besonders ohne Vorstellungen sey, wann sie schlafe ohne Träume zu haben. Er sagt, daß die Seele ohne Gedanken seyn könne, weil der Körper ohne Bewegung seyn kann. Allein ich antworte hierauf ganz anders, als man gemeiniglich pflegt. Denn ich behaupte, daß eine Substanz ihrer Natur nach nicht ohne Handlung seyn kann, und daß ein Körper nie ohne Bewegung sey. Die Erfahrung kommt mir hier zu Hülfe, und wer sich davon überzeugen will, darf nur das Buch des berühmten Boyle wider die absolute Ruhe nachschlagen. Ich glaube, daß diese Meynung auch der Vernunft gemäß ist, und ich brauche sie zur Widerlegung der Atomen. Ueberdem hat man noch viele Merkmale, die uns auf den Gedanken bringen, daß ieden Augenblick eine Menge Vorstellungen in uns vorhanden sind, aber ohne daß wir sie gewahr werden und darüber nachdenken — d. h. Veränderungen in der Seele selbst, deren wir uns nicht bewußt sind, weil ihre Eindrücke entweder zu geringe oder zu zahlreich sind, oder zu sehr zusam-

men-

menfliessen, so daß sie nichts besonders unterscheidendes an sich haben, die aber, wenn sie mit andern verknüpft wären, ihre Würkung gewiß thun, und wenigstens dunkel empfunden werden würden. Die Gewohnheit macht, daß wir auf die Bewegung einer Mühle, oder auf den Fall des Wassers nicht Achtung geben, wenn wir eine Zeitlang nahe dabey gewohnt haben. Dieß kommt nicht daher, weil diese Bewegung unsere Organe nicht rührt, und weil in der Seele nichts vorgeht, was wegen der Harmonie der Seele und des Körpers damit übereinstimmt, sondern die Eindrücke, die in der Seele und im Körper sind, haben den Reitz der Neuheit nicht mehr. Sie sind nicht so stark, daß sie unsere Aufmerksamkeit und Gedächtniß auf sich ziehen könnten. Denn diese lassen sich nur an unterhaltendere Gegenstände heften. Die Aufmerksamkeit kann ohne Gedächtniß nicht bestehen. Wenn wir nicht daran denken, daß wir auf einige von unsern gegenwärtigen Vorstellungen Achtung geben wollen, so lassen wir sie vorüber gehen, ohne sie zu betrachten und fast ohne sie zu bemerken. Wenn uns aber iemand in dem Augenblick daran erinnert und uns auf ein Geräusch z. B. aufmerksam macht, das man so eben gehört, so erinnern wir uns desselben, und sind uns bewußt, daß wir es auch gehört haben.

Dieß waren nun die Vorstellungen, deren wir uns nicht sogleich bewußt sind. Die Vorstellung erfolgte erst nach einem kleinen Zwischenraum bey der Erinnerung daran.

Damit man im Stande sey, die dunkeln Vorstellungen, die man unter der Menge nicht unterscheiden kann, besser zu beurtheilen, pflege ich mich immer des Exempels von dem Brausen des Meers zu bedienen, das unsere Empfindungswerkzeuge rührt, wenn man an der Küste ist. Um dieß Brausen zu hören, muß man, wie man auch gewöhnlich thut, wohl auf die einzelnen Theile Acht geben, woraus das Ganze, d. h. das Geräusch jeder Welle besteht; ob sich gleich dieses schwache Brausen ieder Welle nur unterscheiden läßt, wenn es sich mit den übrigen vereinigt, und es gar nicht würde bemerkt werden können, wenn die Welle, die es verursacht, die einzige wäre. Denn man muß die Bewegung der Welle einigermassen empfunden und eine Vorstellung von iedem einzelnen Geräusch gehabt haben, so gering es auch gewesen seyn mag. Sonst könnte man das Brausen der hundert tausend Wellen nicht gehört haben, weil aus hundert tausend Nichts nicht Etwas werden kann. Ueberdem schläft man nie so fest, daß man nicht eine schwache und verworrene Empfindung haben sollte,

und man würde durch das größte Geräusch nie aufgewacht seyn, wenn man nicht eine Empfindung von dem Anfang desselben, der immer gering ist, gehabt hätte. Eben so würde man auch durch die größte Gewalt nie eine Saite zerreissen, wenn sie nicht vorher durch eine schwächere Bemühung ein wenig auseinander gezogen und verlängert worden wäre, obgleich diese kleine Ausdehnung nicht sichtbar ist.

Diese schwache Empfindungen haben mehr Würksamkeit als man denkt. Sie sind es, welches das: **ich weiß nicht was**, hervorbringen; den Geschmack, die Vorstellungen von den Eigenschaften der Sinne, welche in der Verbindung klar, aber in ihren Theilen dunkel sind; die Eindrücke, welche die uns umgebende Körper auf uns machen, und welche das Unendliche verhüllen. Man kann sogar behaupten, daß diesen schwachen Empfindungen zufolge das Gegenwärtige, das Zukünftige und das Vergangene in sich schließt, daß alles unter einander verknüpft ist, und daß Augen, welche so scharfsichtig sind, als die Augen Gottes, in der geringsten Substanz den ganzen Zusammenhang der Dinge der Welt lesen könnten.

Quae sint, quae fuerint, quae mox futura trahantur.

Diese unmerkliche Vorstellungen machen eben das Individuum aus, das durch die Spuren kenntbar gemacht wird, welche sie von dem vorhergehenden Zustande dieses Individui erhalten, wenn sie ihn mit seinem itzigen Zustande in Verbindung bringen. Sie können durch einen höhern Geist erkannt werden, wenn es auch dieß Individuum nicht merken sollte, d. h. wenn es sich auch nicht mehr genau daran erinnern sollte. Sie befördern sogar die Wiedererinnerung, wenn zu gewissen Zeiten nähere Entwickelungen erfolgen sollten, die doch einmal möglich sind. Daher kann der Tod auch nichts anders als ein Schlaf seyn, und kann es nicht immer bleiben, indem die Vorstellungen blos aufhören, deutlich genug zu seyn, und bey den Thieren verworren werden. Dieß unterbricht zwar die deutliche Vorstellung, aber dieser Zustand kann nicht beständig fortdauern. —

Kurz, die undeutlichen Vorstellungen haben in der Seelenlehre einen eben so grossen Nutzen als die kleinen Körperchen in der Naturlehre und es ist eben so unvernünftig, wenn man beyde unter dem Vorwand verwirft, daß sie für unsere Sinne zu hoch sind. Es geschiehet nichts auf einmal, und eine von meinen größten und richtigsten Maximen ist die, daß die Natur keinen Sprung mache.

Von der unregelmässigen Association der Ideen.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 228.

Die unregelmässige Association der Ideen hat einen grossen Einfluß auf alle unsere natürliche und moralische Neigungen. Cartesius hatte in seiner Jugend einige Zuneigung zu einer Person, die schielte, und konnte daher nicht verhindern, daß er in seinem ganzen Leben alle dieienigen wohl leiden konnte, die diesen Fehler an sich hatten. Hobbesius, ein anderer grosser Philosoph, konnte, wie man erzählt, an einem dunklen Ort nicht allein bleiben, ohne sich vor Gespenstern zu fürchten, die er doch nicht glaubte. Dieser Eindruck war ein Ueberrest von den Märchen, die man Kindern erzählt. Viel verständige und einsichtsvolle Leute, die sich sonst ganz über den Aberglauben wegsetzen, können sich nicht entschliessen, an einem Tische mit zwölfen zu essen, ohne äusserst unruhig zu werden, weil sie sich einer ehemaligen Vorstellung erinnern, als ob dann einer von ihnen in dem Jahre sterben müßte. Ein Edelmann war, vielleicht in seiner Kindheit, von einer nicht am rechten Orte angesteckten Nadel geritzt worden. Er konnte daher an

diesem Orte keine mehr sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen. Ein Premierminister, der an dem Hofe seines Herrn den Tittel Präsident hatte, fand sich durch des **Octavius** Pisani Buch, Lycurgus *) genannt, sehr beleidigt, und ließ es widerlegen, weil der Verfasser unter den Vorstehern der Gerechtigkeit, die er für überflüssig hielt, auch die Präsidente genennt hatte. Wenn dieser Ausdruck in der Person des Ministers gleich etwas ganz anders bedeutete, so hatte er doch dieß Wort so genau mit seiner Person verbunden, daß er dadurch beleidigt wurde. Mit den nichtnatürlichen Associationen, die uns überraschen können, hat es gemeiniglich eben die Bewandtniß wie mit den Verknüpfungen der Worte an gewisse Sachen, sogar dann, wann eine Zweydeutigkeit statt findet.

Um die Quelle der nichtnatürlichen Verbindung der Ideen desto besser zu verstehen, muß man meine vorher gemachte Bemerkung über das Vernunftähnliche der Thiere in Betrachtung ziehen, daß der Mensch nemlich eben so wohl als das Thier geneigt ist, durch sein Gedächtniß und durch seine Einbildungskraft das zu verbinden, was er in

*) *seu leges promtam justitiam promouentes.*

in seinen Empfindungen und Erfahrungen als vereinigt bemerkt hat. Darinn besteht die ganze Vernunft der Thiere, wenn man sie anders so nennen kann, und die der Menschen, in so fern diese blos nach Erfahrungen handeln und sich nach den Sinnen und nach Beyspielen richten, ohne zu untersuchen, ob noch derselbe Grund statt findet. Wann aber die Gründe zuweilen nicht bekannt sind, so muß man auf Exempel Rücksicht nehmen, nach dem diese häufig vorkommen oder nicht, weil alsdenn die Erwartung oder die Wiedererinnerung einer andern Empfindung, die gewöhnlich damit verbunden ist, vernünftig ist, besonders wenn man sich vorsehen will. Da aber die Heftigkeit eines sehr starken Eindrucks oft aufeinmal so viel Würkung hat als viele und oft wiederholte mittelmässige Eindrücke in längerer Zeit haben können, so gräbt dieser heftige Eindruck in der Einbildung ein so tiefes und lebhaftes Bild ein, als die lange Erfahrung hätte eingraben können. Daher kommt es denn, daß ein ohngefährer, aber heftiger Eindruck in unserer Einbildung und Gedächtniß zwey Ideen verbindet, die schon vorher darinn beysammen waren, und uns eben so geneigt macht, sie mit einander zu verbinden, als wenn eine lange Gewohnheit ihre Verbindung schon bestätigt hätte. Hier zeigt sich also eben die

Wür-

Würkung der Association, wenn gleich eine ganz andere Ursache vorhanden ist. Ansehen und Gewohnheit haben eben die Würkung als Erfahrung und Vernunft, und es ist nicht leicht, sich davon wieder loszumachen. Es würde aber eben nicht sehr schwehr seyn, daß man sich in Acht nähme und sich in seinen Urtheilen nicht betrügen liesse, wenn man die Untersuchung der Wahrheit mit Ernst anstellte oder methodisch zu Werke gienge. Nur müßte man einsehen, daß es wichtig sey, die Wahrheit zu finden.

Beyspiele von der Wiedererinnerung.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 62.

Die Platoniker glaubten, daß wir die Gedanken schon würklich einmal gehabt hätten, die wir itzt von neuen haben. Sie zu widerlegen ist nicht genug, daß man sagt: man erinnerte es sich nicht. Denn es fallen uns gewiß sehr viel Gedanken ein, die wir gehabt, es aber wieder vergessen haben. Man weiß, daß iemand geglaubt, er habe einen ganz neuen Vers gemacht, den er doch lange vorher bey einem alten Dichter gelesen. Oft wird es uns ungewöhnlich leicht, gewisse Dinge einzusehen, weil sie uns schon ehedem

dem bekannt gewesen sind, ohne daß wir es uns erinnern. Ein Kind kann z. B. blind werden, und vergessen, daß es iemals Licht und Farben gesehen habe. So gieng es dem berühmten Ulrich Schönberg, einem Pfälzer, der in Königsberg im Jahr 1649. starb, wo er zu eines ieden Verwunderung die Philosophie und Mathematik lehrte. Denn er war zwey und ein halb Jahr alt, wie er durch die Pocken das Gesicht verlohr. Bey einem solchen können auch Würkungen von alten Eindrücken zurück bleiben, ohne daß er es selbst weiß. Ich glaube auch, daß die Träume oft alte Gedanken in uns erneuern. Julius Scaliger hatte die berühmten Männer zu Verona in Versen besungen. Hierauf erschien ihm im Traum ein gewisser Brugnolus, der aus Bayern gebürtig war, sich aber zu Verona niedergelassen hatte, und beklagte sich bey ihm, daß er ihn übergangen hätte. Julius Scaliger erinnerte sich nicht, daß er iemals etwas von ihm gehört hätte. Indessen veranlaßte ihn dieser Traum, ihm zu Ehren eine Elegie zu machen. Joseph Scaliger reißte nach Italien und erfuhr sehr umständlich, daß ehedem zu Verona ein berühmter Grammatiker oder gelehrter Kritiker dieses Namens gewesen sey, der zur Wiederherstellung der schönen Wissenschaften in Italien das Seinige beygetragen. Diese Geschich-

schichte findet man mit der Elegie bey den Gedichten des ältern Scaligers und in den Briefen des Jüngern. Sie wird auch in den *Scaligerianis* erzählt, die man aus den Unterredungen des Joseph Scaliger gesammlet hat. Sehr wahrscheinlich ist es, daß Julius Scaliger etwas vom Brugnol gewußt hatte, daran er aber nicht mehr dachte, und daß der Traum zum Theil die Erneuerung einer alten Idee war, wenn es gleich nicht eigentlich die Wiedererinnerung gewesen ist, die uns sagt, daß wir diese Idee schon einmal gehabt haben. Wenigstens sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, daß man als gewiß annehmen müsse, es sey keine Spur einer gehabten Vorstellung, wenn man sich nicht genugsam erinnern kann, daß man sie schon gehabt.

Von der Gleichgültigkeit des Willens.

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand. S. 156.

Im genauesten Verstande ist man nie gegen zwey Dinge gleichgültig, ob man sich z. B. zur Rechten oder zur Linken wenden soll. Denn wir thun beydes ohne daran zu denken; und es ist eine Anzeige, daß uns ein Zusammenfluß von innern Neigungen und äuß-

äussern, wenn gleich unmerklichen, Eindrücken zu dem bestimme, was wir würklich thun. Indessen ist das Uebergewicht sehr geringe, und wir scheinen fast gleichgültig zu seyn. Denn die geringste Veranlassung kann uns ohne Schwürigkeit zu einer Sache mehr als zur andern bestimmen. Wenn es gleich eine kleine Mühe ist, den Arm aufzuheben, um die Hand an den Kopf zu bringen, so ist sie doch so klein, daß wir sie ohne Schwürigkeit über uns nehmen. Es wäre sonst würklich eine grosse Unvollkommenheit, wenn der Mensch weniger gleichgültig dagegen wäre, und wenn ihm der Entschluß schwehr würde, ob er die Hand aufheben solle oder nicht.

Der Fall mit Buridans Esel, (Theod. §. 49.) der zwischen zwo Wiesen stehet, und nach der einen so begierig als nach der andern ist, ist eine Erdichtung, die in der Welt, in der Ordnung der Natur nicht statt haben kann, wenn gleich Bayle anderer Meynung ist. Wenn der Fall möglich wäre, so müßte man freylich sagen, daß er Hunger sterben würde. Aber im Grunde betrachtet ist die Sache unmöglich, oder Gott müßte sie ausdrücklich so zu Stande bringen. Denn die Welt kann nicht in eine gerade, durch den Esel in der Länge durchgehende Fläche senkrecht

recht in zwey Theile getheilt werden, daß auf beyden Seiten alles vollkommen gleich wäre. Denn weder die Theile der Welt, noch die Eingeweide des Thiers sind auf beyden Seiten der senkrechten Fläche einander ganz ähnlich oder von gleicher Stellung. Es werden also immer in und ausser dem Esel Dinge genug seyn — wenn sie uns auch nicht immer in die Augen fallen — die ihn bestimmen können, sich lieber auf diese als auf iene Seite zu wenden. Ob gleich der Mensch frey ist und der Esel nicht, so bleibt es doch aus eben dem Grunde wahr, daß in dem Menschen kein vollkommenes Gleichgewicht zwischen zwey Partheyen statt finden kann, und daß ein Engel wenigstens Gott immer von der Parthey, die der Mensch ergriffen, den Grund angeben und eine Ursache oder den bestimmenden Grund, der ihn dazu bewogen, anführen könnte. Freylich würde dieser Grund oft sehr zusammengesetzt und uns selbst unbegreiflich seyn, weil die Verkettung der unter einander verbundenen Ursachen einen sehr weiten Umfang hat.

Von der Bildung der Sprachen:
Ihrer Veränderung; ihrer Verwandschaft, und ihren physischen Ursachen.

Neu-

Neuer Versuch über den menschlichen Verstand.
S. 236.

Man pflegt in den Schulen und überhaupt zu sagen, daß die Bedeutungen der Wörter willkührlich sind (*ex instituto*); und es ist auch ganz richtig, daß sie gar nicht durch eine natürliche Nothwendigkeit bestimmt sind: aber sie sind doch bald aus natürlichen Ursachen, woran das Ohngefehr einigen Antheil hat, bald aus moralischen, wobey es auf die Wahl angekommen, festgesetzt worden. Es giebt vielleicht einige künstliche Sprachen, die alle durch eine gewisse Wahl entstanden und ganz willkürlich sind wie die chinesische z. B. seyn soll, oder auf die des George Dalgarnus und des verstorbenen Bischofs von Chester Wilkins, sind. Allein dieienigen, von welchen man weiß, daß sie aus andern schon bekannten Sprachen zusammen gesetzt sind, sind eine Auswahl und Vermischung solcher Wörter, die in den vorher bekannten Sprachen theils durch die Natur der Sache, theils durch ein ohngefehr sind aufgenommen worden. Eben so verhält es sich mit den Sprachen, welche die Diebe erdacht haben, damit sie nur von ihrer eignen Bande verstanden werden. Sie machen diese gemeiniglich aus den ihnen bekannten Spra-

 chen,

chen, es mag nun seyn, daß sie die gewöhnliche Bedeutung der Wörter durch Metaphern verändern, oder daß sie durch eine neue Zusammensetzung oder Ableitung nach ihrer Art neue Wörter machen.

Die Sprachen bilden sich auch durch den Umgang und Handel verschiedener Nationen, wenn man entweder ohne Unterschied die benachbarten Sprachen damit vermischt, oder, wie dieß am häufigsten geschieht, wenn man eine zur Grundlage annimmt, die man denn verstümmelt und ändert, vermischt und verdirbt, die Bedeutungen ihrer Wörter vernachlässigt und verändert, und neue sogar hinzuthut. — — —

Die *lingua franca*, welcher man sich bey dem Handel auf dem mittelländischen Meere bedient, ist aus dem Italiänischen gemacht, und man sieht dabey auf die grammatikalische Regeln. Ein armenischer Dominikaner, den ich in Paris gesprochen, hatte sich eine Art von *lingua franca*, die aus dem Lateinischen kommt, gemacht, die ich ziemlich verständlich fand, ob gleich keine Casus, Tempora noch andere Beugungen statt fanden; und er redete sie mit Fertigkeit, weil er daran gewöhnt war. Der Pater

Labbe,

Labbe, ein sehr gelehrter und durch viele andere gute Schriften bekannter französischer Jesuite hat eine Sprache gemacht, wobey er sich die lateinische zum Grunde genommen, welche weit bequemer und nicht so gezwungen als unser Latein, aber doch weit regelmässiger ist, als die *lingua franca*; er hat ein besonderes Buch davon geschrieben.

Die Sprachen, die seit langer Zeit her gemacht sind, sind heut zu Tage ausserordentlich verändert. Dieß zeigt sich deutlich, wenn man sie mit den alten Büchern und den noch vorhandenen Denkmälern vergleicht. Das alte Französische nähert sich mehr der italiänischen Sprache und der von Provence: und man sieht das alte Deutsche mit dem Französischen, oder vielmehr Römischen, welches man sonst *lingua Romana rustica* nannte, in eben der Gestalt, wie diese Sprachen im neunten Jahrhunderte nach Christi Geburt in den Eidformeln der Kinder des Kaysers Ludwig des Frommen waren, die uns Nithard, ein Anverwandter von ihnen, aufbewahrt hat. Man findet nirgends so alt Französisch, Italiänisch oder Spanisch; allein in Ansehung des alten Deutschen hat man ein Evangelium des Otfried, eines Mönchs zu Weissen-

burg, welches Flaccius herausgegeben hat; und die Sachsen, welche in England eindrungen, haben uns noch ältere Bücher hinterlassen. Man hat eine Version oder Paraphrase von dem Anfange des ersten Buchs Mosis, und einiger anderer Theile der heiligen Geschichte, welche ein gewisser Cadmon gemacht hat, von dem Beda schon Nachricht gegeben hat; aber das älteste Buch, nicht allein in der deutschen, sondern auch in allen europäischen Sprachen — die griechische und lateinische ausgenommen — ist das Evangelium der Gothen am schwarzen Meere, welches mit ganz besondern Charakteren geschrieben, und unter dem Namen des *Codex argenteus* bekannt ist. Man hat dieß Evangelium in einem alten Benediktinerkloster zu Verden in Westphalen gefunden und es nach Schweden gebracht, wo man es, wie billig, eben so sorgfältig verwahrt, als das Original der Pandekten zu Florenz, obgleich diese Version für die orientalischen Gothen gemacht ist und einen Dialekt hat, der sehr von dem Deutschen und Skandinavischen (nördlichen) abweichet; und daher glaubt man mit Wahrscheinlichkeit, daß die Gothen am schwarzen Meere, ursprünglich aus Norden, oder wenigstens vom baltischen Meere hergekommen sind. Denn die Sprache oder

der

der Dialekt dieser alten Gothen, ist von dem itzigen Deutschen sehr verschieden, ob sie gleich einerley ursprüngliche Wörter und Wurzeln haben. Das alte Gallische war noch mehr davon verschieden, wenn man nach der sich ihr am meisten nähernden Sprache des eigentlichen Galliens, nemlich der Sprache im Walliserlande, Cornouaille und Britannien, urtheilt: aber das Irrländische ist noch verschiedener von derselben, und giebt uns Spuren einer noch ältern brittannischen, gallischen und deutschen Sprache.

Indessen kommen alle Sprachen aus ein und eben derselben Quelle, und können für Veränderungen einer Sprache, welche man die **Celtische** nennen könnte, gehalten werden; auch die Alten nannten die Deutschen sowohl als die Gallier, Celten; und wenn man weiter zurück geht, um den Ursprung sowohl der celtischen und lateinischen, als auch der griechischen Sprache aufzusuchen, welche mit der deutschen oder celtischen Sprache viel ähnliche Wurzelwörter haben; so läßt sich vermuthen, daß dieß von dem gemeinschaftlichen Ursprunge aller Völker herrühre, die von den Scythen abstammen, vom schwarzen Meere kamen, die über die Donau und Weichsel giengen, und wovon

ein Theil nach Griechenland gegangen, und der andere Deutschland und Gallien angefüllt haben kann. Dieß ist die Folge einer Hypothese, welche die Europäer zu ursprünglich asiatischen Völkern macht.

Das Sarmatische, vorausgesetzt, daß dieß die sklavonische Sprache sey, ist wenigstens zur Hälfte deutschen Ursprungs. Es scheint etwas ähnliches mit derselben, sogar in der finnischen Sprache zu seyn, welche die Sprache der ältesten Skandinavier ist, ehe die deutschen Völker, d. i. die Dänen, Schweden und Norweger den Theil des Landes in Besitz genommen haben, der der Veste ist, und dem Meere am nächsten liegt; und die Sprache der Finnländer oder Nordost unsers festen Landes, erstreckt sich vom deutschen Meere, oder vielmehr vom norwegischen, bis an das caspische Meer, ob sie gleich durch die Sklavonier unterbrochen wird, welche sich zwischen beyden niedergelassen haben. — Sie hat mit der ungarischen Aehnlichkeit, die aus den Ländern kam, welche iezt zum Theil zu Rußland gehören. — Allein, die tatarische Sprache, welche den nordöstlichen Theil von Asien mit allen ihren Abänderungen eingenommen hat, scheint die Sprache der Hunnen und

der

der Cumanen gewesen zu seyn, wie sie noch die der Usbecks oder Türken und Kalmucken ist. — Alle diese scythische Sprachen haben viele Stammwurzeln unter einander und mit den unsrigen gemeinschaftlich, und es zeigt sich, daß selbst das Arabische, unter welchem das Hebräische, das alte Punische, Chaldäische, Syrische und das Aethiopische der Abyssinier, mit verstanden werden muß, eine so grosse Menge und mit unsern ähnliche Wurzelwörter hat, daß man es nicht dem blossen Zufall, noch auch allein dem Handel, sondern vielmehr den Völkerwanderungen zuschreiben kann. Man findet hierbey nichts, was sich widerspräche, oder was nicht vielmehr die Meynung des gemeinen Ursprungs aller Nationen, und einer ersten ursprünglichen Sprache begünstigte. Wenn sich die hebräische oder arabische Sprache derselben am meisten nähert; so muß sie doch zum wenigsten sehr verändert seyn, und es scheint, daß das Deutsche mehr das Naturell, und um mit Jacob Böhmen zu reden, die Sprache Adams behalten habe. Denn wenn wir die erste Sprache in ihrer Reinigkeit hätten, oder genug davon übrig behalten wäre, daß man sie erkennen könnte; so müßte man in derselben die Ursachen der Verbin-

dun-

dungen, sie mögen nun physisch oder von einer willkührlichen Einrichtung seyn, entdecken, die ihres ersten Urhebers würdig wären.

Aber vorausgesetzt, daß unsre Sprachen von andern abstammen; so sind sie doch einigermassen ursprünglich an sich selbst. Und dieß kommt von den Wurzelwörtern und den neuen Wurzeln her, die bisher bey ihnen durch Zufall, aber aus physischen Gründen, gemacht worden sind. Diejenigen, welche die Töne der Thiere ausdrücken, oder davon herkommen, geben Beyspiele davon an die Hand. Dahin gehört, z. B. das Wort *coaxare*, welches von Fröschen gesagt wird, und mit dem deutschen quaken überein kommt. Denn es scheint, daß das Geräusch dieser Thiere vielen andern deutschen Wörtern den Ursprung gegeben hat. Denn so wie diese Thiere viel Geräusch machen; so gebraucht man dieß Wort heutiges Tages von den leeren Schwätzern und Plauderern, welche man im Diminutivo Quakeler nennt; allein dieses Wort quaken wurde offenbar sonst im guten Verstande gesagt, und bedeutete einen jeden Ton, den man mit dem Munde mach-

te,

te, ohne davon die Worte selbst auszunehmen; und da der Ton oder das Geschrey der Thiere ein Zeichen des Lebens sind, und man dadurch, ehe man es sieht, erkennt, daß es etwas lebendiges sey; so ist daher das alte deutsche Wort Quek, welches Leben oder lebendig bedeutet, hergekommen, dieß kann man in den aller ältesten Büchern bemerken: Man findet hiervon noch Spuren in der itzigen Sprache; denn Quecksilber ist *vif-argent*, und **erquicken** heißt stärken, und gleichsam von neuen beleben, oder sich nach einer schweren Arbeit wieder erholen.

Man kann also urtheilen, daß die deutsche Sprache in Ansehung dieser Wörter, für eine Primitivsprache zu halten ist, da die Alten nicht nöthig hatten, irgendwo einen Ton zu leihen, um das Geschrey der Frösche auszudrücken.

Es giebt noch viele andere, wo man eben dieses sehen kann; denn die alten Deutschen, die Celten und andere mit ihnen verwandte Völker, scheinen sich des Buchstabens R. bedient zu haben, um eine heftige Bewegung und ein Geräusch, das

mit dem Geräusch dieses Buchstabens Aehnlichkeit hat, anzuzeigen. Dieß ist offenbar in den Worten ῥέω, (*fluo*) **rinnen**, rühren, (*fluere*) *rutir*, (*fluxio*) der Rhein, die Rhone, Röhre, (*Rhenus*, *Rhodanus*, *Eridanus*, *rura*) rauben, (*rapere*) **rauschen**, (ein Wort das schwer ins Französische zu übersetzen ist; es bedeutet ein solches Geräusch, wie die Blätter auf einem Baume, welches der Wind oder ein vorbeygehendes Thier erregt, oder welches man mit einem Schleprocke macht) **recken** (sich mit Anstrengung ausdehnen) daher kommts, daß **reichen** berühren ist, daß der **Rük** ein langes Brett bedeutet, welches dazu dient, daß man etwas daran anhängen kann; daher kommt es, daß in Niedersachsen, nahe bey Braunschweig die Wörter **Rige**, Reihe, *regula*, *regere*, sich auf eine Länge oder einen geraden Weg bezieht, und daß **Rek** eine Sache oder eine Person bedeutet, die sehr lang ist, und insonderheit einen Riesen, einen mächtigen und reichen Mann.

So ist es auch mit dem deutschen Worte **reich** und dem *riche* oder *ricco* der Halbla-

teiner:

teiner: In Spanien bedeuten *ricos hombres* die Adelichen oder Vornehmsten; woraus sich begreifen läßt, wie die Metaphern, Synecdochen und Metonymien die Wörter von einer Bedeutung zur andern übergetragen haben, ohne daß man doch immer ihrer Spur folgen kann.

Man bemerkt auch das Geräusch und die heftige Bewegung in dem Worte Riß, (*ruptura*) womit das lateinische *rumpo*, das griechische ῥάγνυμι, das französische *arracher*, das italiänische *straccio* Aehnlichkeit haben. Denn wie der Buchstabe R. von Natur eine heftige Bewegung anzeigt; so bedeutet der Buchstabe L eine sanftere Bewegung. Wir sehen auch, daß die Kinder und andere Personen, welchen der Buchstabe R zu hart und zu schwer auszusprechen ist, an dessen Statt den Buchstaben L setzen, indem sie zum Beyspiel sagen: *Mon levelend pele.*

Diese sanfte Bewegung zeigt sich in dem Worte leben (*vivere*) laben (stärken) gelind (*lenis*, *lentus*.) Ich übergehe viele andere Wörter, die beweisen, daß ihr Ursprung der Natur der Sachen oft angemessen sey, und eine gewisse Aehnlichkeit der Dinge selbst mit den Tönen, oder die Bewegungen der Organe der Stimme zu erkennen geben.

Ende des dritten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leibniz, Gottfried Wilhelm,

Geist des Herrn von Leibnitz oder auserlesene Gedanken über die Religion, Moral, Sprachen und Geschichte aus allen seinen Werken zusammengetragen
Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: Dritter Theil

Wittenberg und Zerbst 1776

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.707#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760938-9
VD18 90625242